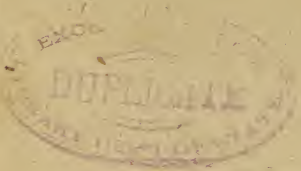
PT
2457
R37B5
1838

DEPARTMENT OF STATE
+ 8465
LIBRARY.



LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. PT2457
Shelf .R37 B5
1838
UNITED STATES OF AMERICA.

Flint.

C 2 Cl

Der Blutige

und

seine Gesellen

und

Die Todten-Wacht

von

H. Ries.

LIBRARY OF CONGRESS
1882
CITY OF WASHINGTON.

Breslau,
Verlags-Comtoir

1838.

PT2457
R37B5
1838

1.

In einer einsam wilden Gegend des Sevenner-Gebürgs, da wo die Loire ihre rauschenden Wellen an den felsigten Ufern bricht, lag auf schroffem Fels das alte Stammschloß der mächtigen Grafen von Aarenbreitingen.

Die Wahl dieses Platzes bewies vollkommen den düstern, menschenfeindlichen Sinn ihres ritterlichen Erbauers. Er hatte in der damaligen eisernen Zeit der Gewalt, den von der Natur schon so schwer ersteigbar gemachten Fels, durch des Steinmetz mühvolle Arbeit und durch himmelhohe Mauern noch unüberwindlicher gemacht

um an diesem sichern Orte seine großen Reichthümer der frevelnden Hand des kühnen Räubers unerreichbar zu machen.

Schon mancher beutegieriger Wegelagerer hatte sich an dem Fels die Stirn blutig gerannt, und mit verbissener Wuth, verfehlter Hoffnung und Beulen statt Beute, der Burg den Rücken wenden müssen, in welcher Graf Günther von Aarenbreitingen, im Vertrauen auf seiner Mauern Stärke und seiner zahlreichen Knechte Treue und Muth, der Ohnmächtigen spottete.

Doch mehr als diese Schätze galt ihm eine Tochter, das einzige Kind einer glücklichen Ehe, die jedoch schon früh der unerbittliche Tod grausam getrennt hatte; seit dieser Zeit hatte sich auch des Grafen Sinn so verfinstert, und sich seiner eine solche Menschenscheu und Gefühllosigkeit gegen alles andere bemächtiget, daß er mit dem Kinde, an welchem allein seine ganze Liebe hing, das glänzende Hoflager, an dem er bis jetzt gelebt, verließ, und sich in die vorhin benannte Einöde begrub.

Ein ehrwürdiger, wohlerfahrner Mönch aus dem Geschlecht der Aarenbreitinger war der Lehrer der lieblichen Clara, und Hugo, des alten Grafen Neffe, ihr Gespiele. Es war das einzige Kind der Schwester Günthers, und hatte mit Clara das Schicksal, so früh seine Mutter zu verlieren, theilen müssen. Sie war entfernt von Gemahl und Sohn, in einem fernen, nordischen Land, wohin die Leichtsinnige einem zweiten Manne gefolgt, von Letzterem verlassen, im tiefsten Elende gestorben.

Günther hatte versöhnt, an dem Lager der Sterbenden ihr die beruhigende Versicherung mit hinüber gegeben, für ihr Kind zu sorgen, und wirklich den zwölf Jahr alten Hugo mit Einwilligung seines Vaters, der das Pfand einer glühenden Liebe zu der, ihrer unwürdig gewordenen, Mutter stets mit Augen voll Hasses angeblickt und immer rauh behandelt hatte, an Kindesstatt angenommen und väterlich für ihn gesorgt.

Hugos Vater, der sich seit der Zeit nicht mehr um ihn gekümmert, war dem siegreichen

Heere des Kaisers nach Italiens lachenden Gefilden gefolgt, von wo man seit Jahren nichts mehr von ihm gehört, und wahrscheinlich der mordlustige Arm eines Welschen seinem freudenleeren Dasein ein Ende gemacht hatte.

Der Knabe war in seiner ersten Erziehung ganz verwildert und verdorben worden. Roheit, Tücke und Bosheit lernte er in der immerwährenden Gesellschaft der Knechte, die geübteste Verstellungskunst zeigte er gegen den Vater, Starrsinn gegen den alten Lehrer, einen ehemaligen Klosterpfaff, welcher sich indeß wenig Sorge um den Zögling machte.

Der Knabe kam auf Aarenbreitingen unter des erfahrenen Antonius Zucht. Kräftig fuhr der jetzige Lehrer dem Buben durch den Sinn, als er Unfolgsamkeit und Unlust zum Lernen bewies, Trotz den Drohungen entgegensetzte, und Tücke und Bosheit im Zusammensein mit des Burgvoigts Knaben blicken ließ. Nur gegen die sechsjährige Clara war er immer freundlich

und gut; doch diese schien dem Jungen mit den dunklen Locken und den schwarzen feurigen Augen nicht von Herzen zugethan, und oft mehr aus Furcht als aus Zuneigung seine Liebkosungen zu erdulden, und in seiner Nähe zu verweilen. —

Bald hatte Hugo bemerkt, wie ganz anders als der sonstige, sein jetziger Lehrer zu behandeln sei, und mit Verstellungsgabe reichlich versehen, fiel es ihm nicht schwer, durch Heuchelei seinen väterlichen Freund und Oheim, und den Lehrer zu täuschen. — Die Kinder wuchsen auf. — Hugos Anhänglichkeit an Clara wuchs mit den Jahren, fast eben so ihre Abneigung gegen ihn. Er war 24, sie 18 Jahr alt geworden. Keine der vielen, schön abgebildeten Frauen aus der Aarenbreitinger Geschlecht, die in bunter Reihe an den Wänden des gothisch verzierten Ahnensaales prangten, glich an Schönheit der holden Clara, und ein schamhaftes Roth überzog die Wangen der furchtsamen Jungfrau, wenn, die dunkel glühenden Augen unverwandt

auf ihre reizende Gestalt gewandt, ihr Hugo sagte: „Du bist die Schönste von ihnen allen!“

Er war Mann geworden; manche der jugendlichen Fehler hatte er abgelegt, doch manche waren mit ihm gewachsen und zu den zügellosesten Leidenschaften geworden, die mit Riesenkraft das Gute niederdrückten, was aus des edlen Antonius Lehre empor zu keimen strebte.

Ein Gefühl war's, was jetzt seine ganze Brust erfüllte: die Liebe zu Clara; doch bewegte sie nicht sanft sein Herz und erwärmte ihn wie ein wohlthätiges Feuer, nein als helle, verzehrende Gluth loderte sie empor, und drohte alles zu vernichten, was sich ihr nahte. Nicht konnte er durch sanftes Betragen, durch schmeichelnde, angenehme Rede ihre Gunst zu erwerben trachten. — Sie muß mein sein, und ich will es, so dachte er, und das Gefühl der Kraft in sich, bezweifelte er nie den erwünschten Erfolg dessen, was er begonnen hatte, und auszuführen gedachte.

Günther hatte längst bemerkt, wie es mit den Beiden stand, und da er sah wie scheu sich Clara stets von dem wilden, düstern Jüngling zurückzog, und wie sorgfältig sie jedes Alleinsein mit ihm vermied, so beschloß er den schon früher gefaßten Vorsatz, Hugo nun in der Welt reges Treiben hinaus zu schicken, je eher je lieber auszuführen.

Der dritte französisch-spanische Krieg hatte begonnen, und man kämpfte mit Hartnäckigkeit um Mailands Besitz; da nahm Günther den Schwestersohn vor, und sagte ihm ernst und fest: „Hugo Du wirst ein Mann, mit dem Schwerdt in der Faust sollst Du Dir ein Recht auf diesen Namen erwerben. Der Aarenbreitinger Pannier möge in der Streiter vordersten Reihen glänzen, und Dein Name stets mit Ruhm im Heere genannt werden. — Wohlan, geh' Dich Deiner Ahnen würdig zu zeigen, dort wo die fränkischen Banner wehen, sei Dein Platz und der Trompete schmetternder Ruf möge Dich stets zum Siege geleiten."

„Oheim, Ihr kommt meinem Begehr zuvor, ich danke Euch!“ antwortete Hugo ruhig. „Nicht umsonst lernte ich von Euch Ritterſitte und Ritterehre. — Fluch mir, wenn ich je der Aarenbreitinger altes Geſchlecht ſchände, und nennt mich feige, — die größte Schmach, die einem Manne werden kann, — ſobald nicht jedermann im Heere meinen Namen mit Ehrfurcht ausſprechen wird. — Doch nicht umsonſt will ich der Bahn des Ruhmes folgen, nicht umsonſt Blut und Leben einſetzen, bin ich nicht meines Gewinnes gewiß, und Ihr Oheim ſollt ihn mir ſichern. — Ihr habt eine Tochter, — ſie ſei mein Weib! — Aus Welſchland hol' ich ſelbſt mir die Dispenſation,“ ſagte er, trotzig ans Schwerdt ſchlagend.

„Kehrſt Du ſiegreich, mit Ruhm gekrönt, zurück und kannſt Dir dann ihre Zuneigung und Liebe erwerben, gut, ſo ſei ſie Dein mit meinem Seegen,“ verſetzte Graf Günther mit Ruhe und Feſtigkeit.

„Ich habe Euer Wort," sagte Hugo den Oheim durchdringend anblickend, „ich bin zufrieden damit, und will sobald als möglich das Roß besteigen, welches mich an meinen Bestimmungsort bringt."

Er nahm von Clara Abschied; ungestüm umarmte er sie, zog die sich sanft Sträubende fest an sich und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Lippen, dann gab er dem alten Grafen einen Handschlag, warf sich auf den muthigen Rappen und sprengte mit mehreren Knechten der Gegend zu, wo bereits der Krieg in seiner furchtbaren Gestalt wüthete.

Nach einigen Monaten ward denen auf Aarenbreitingen durch einen rückkehrenden Reisigen die Kunde, daß Hugo beim Heere sei und sich auch schon bei einem Reitergefecht durch Muth und Tapferkeit hervorgethan, so daß der Feldherr ihm einen Trupp leichter Reiter anvertraut habe, und er mit dieser Mannschaft einige glückliche Streifzüge unternommen, und mit reichlicher Beute beladen, zurückgekehrt sei.

Und es war wirklich so. Hugos auffallendes Glück, das stete Gelingen seiner oft gefährlichen, abentheuerlichen Unternehmungen, zog bald noch mehrere tollkühne Waghälse zu ihm, und bald hatte er einen starken Haufen beisammen, dessen Hauptmann und Anführer er war, und mit dem er größtentheils auf eigne Faust raubte und plünderte. Das wilde zügellose Kriegerleben gefiel ihm ungemein und verwilderte ihn immer mehr und mehr.

Rauben und morden, sengen und brennen ward seine liebste Beschäftigung, und wollte ein fränkischer Befehlshaber das Gewagteste ausgeführt haben, so trug man es nur dem blutigen Hugo auf, — unter welchem Namen er allgemein im Heere gekannt und gefürchtet war. — Den Kopf voller Pläne, die Brust voller Grausamkeit, dachte er selten in lichteren Augenblicken der heimischen Burg, der holden Clara, und wenn manchmal das Gewissen in ihm erwachte, so verscheuchte bald wieder die rauhe Umgebung diese Regung. Clara schien ihm ein sicher ge-

borgenes Kleinod, um dessen Erhaltung er nicht die geringste Sorge tragen dürfte, daher er auch nie versuchte, durch irgend eine Botschaft einmal Nachricht von sich zu geben, obgleich er nun schon das zweite Jahr fern von den heimathlichen Bergen, im nördlichen Italien, unter dem Getümmel des Krieges, verweilte. —

Noch einigemal hatten Günther und seine liebliche Tochter Kunde von Hugo erhalten, doch immer hatte sie unerfreulicher und schrecklicher geklungen, und sein gräßlicher Beiname und die Erzählung der Thaten, durch die er ihn erworben, tönte schmerzlich in des edlen Grafen Brust wieder. — Der weise Lehrer war gestorben, ihn konnten nicht mehr des mißrathenen Zöglings Laster und Verbrechen schmerzen. —

Clara mit dem reinen Herzen verabscheute den, von dem sie schon immer ihr Gefühl getrennt, und eine innere Stimme gewarnt hatte. Da erfuhr man wieder eine gräßliche Begebenheit. — Hugo hatte an der Spitze seiner frechen Rotte ein stark befestigtes und tapfer ver-

theidigtes Schloß gestürmt, mit eigener Hand den feindlichen Anführer und dessen heldenmüthiges Weib, das an seiner Seite gekämpft, ermordet, und die Seinigen hatten die furchtbarsten Gräuel gegen die Bewohner des Schlosses und des Dorfes ausgeübt.

Als Graf Günther von Aarenbreitingen diese neue Schandthat erfuhr, sandte er, aufs äußerste empört, einen treuen Diener gen Welschland mit nicht eben erfreulicher Botschaft.

Der Bote kam zum Heere und fragte nach dem blutigen Hugo; — man wies ihn an einen der äußersten Posten, tief im Gebürg, dort traf er ihn in einer Schlucht im Kreise seiner Schlachtgefährten am hell lodernden Feuer liegend. — Er hätte ihn nicht wieder erkannt. Ein dichter, schwarzer Bart bedeckte Lippen und Kinn des jungen Räubers, und aus dem blassen Gesicht, welches die Spuren der wüthendsten Leidenschaft trug, blitzten im düstern, unheimlichen Feuer die schwarzen Augen. Seine Kleidung schien ganz vernachläßigt zu sein, und zeigte von

dem unordentlichen Leben; seine Bewaffnung war ein mächtiges langes Schwerdt und ein venetianischer Dolch, den er in einer Scheide am Gürtel trug. Hugo erkannte sogleich den Diener.

„Ha! alter Wolfram!“ rief er ihm zu, sich ein wenig aufrichtend, „willkommen unter Welschlands Himmel! — Bringst Du Botschaft aus Aarenbreitingen, dem Felsennest? Hört Ihr noch fleißig die Messe? verdammt hoch zum Himmel seid Ihr ja ohnedies schon hinaufgerückt! — Was macht mein Vater? — was meine Braut?“ —

Wolfram meldete unerschrocken, was ihm sein alter Herr aufgetragen. —

Hoch richtete sich Hugo bei der Rede auf, langsam und höhnisch nahm er sein Schwerdt hervor, stützte sich darauf, und hörte mit einem Gesicht, in dessen immer wilder werdender Miene und furig rollendem Auge man den Eindruck bemerken konnte, den das Gesagte auf ihn machte, des Knechtes Rede an.

Als sie zu Ende war, hub er gräßlich zu lachen an, indem er sich rundum im Kreise nach den Gefährten umsah, die sich neugierig versammelt und der Botschaft gelauscht hatten.

„Die Taube in des Geiers Krallen," grinsete er höhnisch, „verstehe ich Dich recht, alter Mann, ha! der Henker hole Deine ganzen Ermahnungen und Lehren, aber die letzten Worte Deiner Rede, sie lauten mir ernsthafter. — Beim Teufel! Hugo, der Blutige, weiß was er einem Vater schuldig ist, er weiß aber auch, was dem Wortbrüchigen gebühret Dem Geier würde nicht zu hoch Aarenbreitingen sein, und er könnte leicht Euch dann allen das Herz aus dem Leibe reißen. Für jetzt bleibe ich noch dir Eisenbraut getreu," fuhr er fort, das Schwerdt laut klirrend gen Boden stampfend, „aber wenn dieser Krieg beendigt, dann will ich dich mit einer holderen vertauschen, und sollt ich sie mir durch deine Hülfe erzwingen. Gesellen, Ihr habts gehört, mein Wort; was Hugo will, das kann er auch und setzt es durch, ob darüber eine Welt

zu Grunde ginge. — Wolfram, alter Knabe, Du sollst der Erste sein, der eine Antwort auf solche Botschaft bringt. Du hast mich reiten und mit der Armbrust schießen gelehrt, ich zahle Dir das Lehrgeld mit Deinem Leben und Du magst gehen und als Wunder erzählen: daß Du noch lebst nach dem, was Du dem blutigen Hugo gesagt. — Jetzt gebt das Zeichen, schon ist es dunkel, lösche das Feuer und macht Euch zum Aufbruch bereit. Die Nacht ist kühl, wir wollen uns am brennenden Gandarine wärmen, und der hereinbrechende Morgen soll blos noch rauchende Brandstätten finden. — Glück auf die Reise Wolfram, grüß' fein Liebchen vom blutigen Bräutigam und sag daß er heut Nacht wieder dem Herzoge von Savoyen eine Fackel anzündet, die weit hinein in die piemontesischen Thäler leuchten soll!" —

Nicht mehr kümmerte sich der wilde Räuber um die Heimath, sondern schwärmte mit seiner Rotte durch ganz Piemont und Savoyen, und verbreitete Furcht und Schrecken rund umher.

Tausende fluchten seiner, Tausende hatte er um Hab und Gut gebracht, nirgends war man vor seinem Erscheinen sicher; — da machte die Ankunft einer türkischen Flotte, mit welcher Macht sich König Franz verbunden, den Kaiser zum Frieden geneigt. Es ward ein zehnjähriger Waffenstillstand beschlossen, man legte die Waffen nieder, — alles eilte der langentbehrten Heimath zu. Auch des Blutigen Rotte zerstreute sich, er selbst trat ganz allein die Reise nach der Burg Aarenbreitingen an, seine treusten Diener folgten langsam mit dem Gepäck und der unermeßlichen Beute.

2.

Die Sonne stand eines Tages hoch am Himmel, und warf ihre brennenden Strahlen auf die Erde; Hugo war scharf geritten und Pferd und Reiter schwitzten, daß ihnen das Wasser tropfenweis auf dem Körper stand, als er auf der Heerstraße an einer Burg vorbeiritt, die nicht weit vom Wege ab auf einer Anhöhe lag, und vor welcher ein anmuthiges Wäldchen einen herrlichen Ausruhplatz darbot.

Hugo war ermüdet, er eilte dem schattigen Wäldchen zu, band am Anfang desselben sein Roß an einen Baum, ging tiefer hinein, und legte

sich in ein dichtes Gebüsch zu Boden, um etwas auszuruhen. Nicht lange, so hatte ihn der mächtige Schlaf überwältiget, und düstere Bilder aus dem wilden Räuberleben zogen seiner Phantasie vorüber. Von einem ängstlichen Traum gefoltert erwachte er, da hörte er leises Sprechen unweit der Stelle, wo er gelegen. Er kroch vorsichtig etwas näher, und vernahm wie eine männliche Stimme mit dem Ausdruck der innigsten Liebe sagte: „Clara, mein geliebtes Weib!"

Leise bog er ein paar Zweige auseinander. — Himmel und Hölle! war es ein Blendwerk des Teufels! Clara von Aarenbreitingen ruhte ein paar Schritte von dem Gebüsch, was ihn verbarg, auf einer Rasenbank in den Armen eines Mannes, der sie so eben sein holdes Weib genannt.

Er glaubte seinen Augen kaum zu trauen, doch sie war es . . . Clara . . . seine Jugendgespielin, welche ihm der Vater versprochen hatte, wenn er ruhmgekrönt und ehrenvoll aus

dem Feldzuge zurückgekommen wäre. Hatte er doch den Ruhm der Verwegenste und Tapferste im ganzen Heere gewesen zu sein; ehrenvoll aber waren nun freilich seine Thaten nicht immer gewesen, doch brachte er ja Beute genug mit nach Hause, und die goldenen Kettlein und das kostbare Gestein würde geraubt eben schön geprangt, und eben so hell geglänzt und geschimmert haben, als sei es mit vielen Goldgulden redlich vom Goldschmidt erworben.

Starr blickte er nach der Gruppe, doch desto länger er hinsah, desto deutlicher wurden ihm die Züge, und endlich konnte er keinen Zweifel mehr hegen, daß dies nicht sein ehemaliges kleines Bräutchen sei, welches er zur herrlichsten Jungfrau herangereift — verlaßen hatte, und nun als das reizendste Weib wiederfand, als ein Weib, wie es sich nur seine ausschweifendste Phantasie unter den feurigen Weibern Italiens gemalt hatte.— Sie lag mit dem Kopf an die Brust des Mannes gelehnt, der ihr mit sanfter Hand die weichen blonden Locken von der Stirne strich.

Fest drückten sich Hugos Zähne zusammen, rasch fuhr die Hand ans mordgewohnte, lange Eisenschwerdt, doch sich bald fassend zog er sie grimmig ballend von der Waffe zurück.

„Nicht unüberlegt, Tollkopf," knirschte er heimlich. — „Wie könnte ich sie niederhauen mit einem Streich, — doch nein, was nutzte das mir! Er, er falle der Stärke meiner Faust, und ihr Gram soll meine beste, sicherste Rache sein. Aber du, alter Graukopf, der an mir zum Schurken ward, auch dir will ich vergelten, so wie du's verdienst. — So war deine Botschaft doch ernsthafter, als ich geglaubt, und vielleicht nannte jener schon die Braut sein, als man mir erst ihren Verlust gedroht. — Bei allen Teufeln, erfahre ich, daß man mich so genarrt, ihr solltet es schrecklich büßen! Wohl hatte die Schlange schon von Jugend an eine Abneigung gegen mich weil ich nicht so schmeicheln und scharwenzeln konnte, wie's die höfischen Buben thun, doch ich will mir deine Gunst erzwingen, du mußt mein sein, und ob sich eine Welt dazwischen stellte,

mein fester Wille wirft alle Schranken nieder, und zerreißt alle Bande, selbst die der Natur."

Er lauschte dem Gespräch.

„Ob mein guter Vater schon daheim auf Aarenbreitingen weilen mag?" sagte Clara.

„Gewiß," antwortete ihr Gemahl; „bangt Dir? trautes Weib, denke, wie bald er zurückzukehren versprochen hat."

„Ach Heinrich, mir ist auch heute so bange, und ich kann mir die Ursache nicht erklären, da ich doch sonst so sehr glücklich bin," entgegnete Clara.

„Wirklich," sagte er, sie an seine Brust drückend, „Du kannst nicht glücklicher sein, als Du mich machst. Aber, ich bitte Dich, verbanne Deinen Trübsinn."

„Auch überfällt mich ein so banges Gefühl, wenn ich meines Pflegebruders und der Möglichkeit denke, daß er zurückkehren werde," entgegnete Clara.

„Warum bangt Dir?" fragte ihr Gemahl, „unwürdig hat er sich seines Vaters gemacht, er

wird ihn nicht mehr als seinen Sohn erkennen, und verschlossen werden ihm Aarenbreitingens Thore bleiben."

Unwillkührlich hatte des Lauschers Hand den Dolch gefaßt, da sagte Clara: „Ich fürchte aber dann seine Wuth, und daß Du ihr vorzüglichster Gegenstand sein würdest."

„O, sei ohne Sorgen," versetzte Heinrich, „mir soll der Schändliche nicht in den Weg kommen. Grausam und blutgierig ist der Räuber wohl, doch greift er selten seinen Mann von vorn mit gleichen Waffen an, hinterlistig überfällt er ihn und dafür wird meine Wachsamkeit sorgen, im Fall die Gerüchte falsch und er nicht auf dem Schlachtfelde geblieben sein sollte. — Doch wagt er es hier zu erscheinen, bei Gott! nicht würdig hielt ich ihn der Schärfe eines echten Ritterschwerdtes, nur der Knittel der Bauern sollte sein Lohn sein."

Bei diesen Worten überwältigte die Wuth den Horchenden, wild riß er die Büsche auseinander, und mit grimmiger Gebehrde und gewal-

tiger Faust schleuderte er die gezückte Waffe gegen den Sprecher. Sie traf die unbedeckte Brust des Unglücklichen, er stürzte zu Boden.

„Jesus Maria!" schrie Clara, und sank über den Gatten, daß sein warm hervorquellendes Herzblut sie überströmte.

Kaum war die That geschehen, so kehrte Hugo zur Besinnung zurück.

„Verflucht!" knirschte er, „bald hätte ich alles verdorben, doch noch hat mich Clara nicht gesehen, — fort! — fort von hier, daß man nicht den Thäter ahndet."

Rasch verließ er den Ort, wo die Schandthat geschehen, bald war er auf des treuen Pferdes Rücken, tief bohrte er ihm die Sporen ein, und im schnellsten Laufe trug es den Verbrecher fort, dem Sevenner Gebürg und der Burg Arenbreitingen zu.

Seine Gräuelthat sollte sorgfältig verborgen bleiben. Er wollte seine Leidenschaft zu Clara durch das Vorgeben einer andern Liebe versteckt halten, und mit geübter Verstellungskunst den

innigsten Antheil an dem traurigen Schicksal der Schwester nehmen; doch wenn mehrere seiner ihm treu ergebenen Gesellen, die er nach und nach in und bei Aarenbreitingen versammeln wollte, sich eingefunden und er einen Theil der Schloßdienerschaft auf seine Seite gebracht hätte, dann wollte er die Larve abwerfen, sich mit Gewalt der Burg und Claras bemächtigen, und seiner Beute desto tiefer die Krallen einhauen je sorgfältiger er sie verborgen gehalten hatte. — Jetzt galt es den Reumüthigen zu spielen, und sich von so viel Unthat als möglich rein zu waschen.

Am Abend des dritten Tages langte er auf Aarenbreitingen an. Sehr leutselig benahm er sich gegen die älteren, ihn mit Entsetzen, Scheu und Furcht betrachtenden Diener, und ließ sich bald zum alten Grafen führen. Mit Freuden hatte er mehrere fremde Gesichter unter den Knechten gesehen; sie konnten noch nicht gar lange auf der Burg sein, er hielt deren Treue und Anhänglichkeit an den Herrn also auch für weniger standhaft und hoffte diese leichter verlocken zu können.

In dem hohen gothischen Gemache, welches düster von einer Ampel erleuchtet wurde, saß Graf Günther im Sorgenstuhl, die Arme über der Brust gekreuzt, den nachdenkenden Blick auf eine Reihe Gemälde gerichtet, die in stark vergoldeten und mit vielen Schnörkeln verzierten Rahmen, an der Wand gegenüber hingen.

Es waren Portraits von Einzelnen aus der Aarenbreitinger Geschlecht, die dem alten Grafen vorzüglich theuer waren, und die er daher noch besonders in seinem Wohngemache hatte aufhängen lassen.

Mit gesenktem Haupte trat Hugo ein, und blieb nahe der Thür stehen.

Günther blickte auf und sah den Eingetretenen; entrüstet stand er auf, doch sank er wieder auf den Sessel zurück, und sagte mit schmerzhaft bewegter Stimme: „Hugo! Hugo! warum hast Du dies Deinem alten Vater gethan!"

„Kann mein Vater nicht verzeihen dem Reuevollen?" fragte Hugo mit dumpfem Ton

und gefalteten Händen, einen bittenden Blick auf ihn werfend, „nicht vergessen das Vergangene?“

„Vergessen? nie!“ rief Günther empört, „Du Hugo! mein Sohn, ein Räuber, ein Mörder, ein Mordbrenner, — nach seinem ruchlosen Geschäft der Blutige genannt!“

„Oheim!“ entgegnete Hugo demüthig, „Ihr vergeßt, daß es Feindes Blut war, was ich vergoß, es hat sich manchmal mit dem meinigen gemischt, und wahrlich, Spanien war nicht karg mit dem unsrigen. Auch Ihr, Oheim, hieltet es einst für einen Ruhm und für eine Ehre dem Feinde so viel als möglich Abbruch zu thun. — Wahr ist es, ich habe manches gethan, was nur die Grausamkeit, mit welcher der Krieg von beiden Seiten geführt wurde, entschuldigen kann, doch bedenket die allzu rasche Entscheidung im mächtigen Augenblick, wo Wuth über erlittene Unbilden, über erlittene Verluste in mir kochte, und wir dann Mann gegen Mann auf den verhaßten Feind geführt wurden, oder ihn in seiner Stellung überfielen; mein heißes Blut, es riß

mich hin zu Thaten, die ich durch lebenslängliche Reue schwer genug werde büßen müssen. Auch mag wohl die Kunde Euch manches doppelt so schwarz zugeführt haben, als es wirklich war, denn je größer die Entfernung, desto verunstalteter der Bericht, und der Mensch ist leicht aufgelegt im Bösen zu übertreiben. Glaubet darum um der Heiligen willen nicht, mir seien alle sanfteren Gefühle fremd, und mein Herz ganz eins mit meinem Panzer geworden, nein, die Liebe hat mich zurückgeführt von blutig begonnener Bahn, und ihr war es vorbehalten, mich ganz von diesem Weg zum Verderben zu erretten. Oheim, ich liebe, ich liebe ein Mädchen unter Welschlands heißem Himmel, in Veronas Mauern. Edel und vornehm ist ihre Abkunft, alt ihr Geschlecht, groß waren ihre Vorfahren, kühn und tapfer die Männer, tugendhaft und schön die Frauen, — Aurelia ist eine Zierde derselben. — O, könntet Ihr mir verzeihen, mich wieder aufnehmen als Euren Sohn, wie wollte ich durch Liebe, Treue und Anhänglichkeit Euch vergessen zu ma-

chen suchen, wie weit mich mein heißes Blut getrieben. Bei Gott! es giebt für mich keine höhere Strafe, als den Verlust Eurer Liebe; nehmt mir das Leben, stoßt Euer unbeflecktes Schwerdt in die Brust des Sünders, doch nennt mich noch einmal Sohn, und ich werde zufrieden und Euch dankend sterben. Ich bitte Euch um alles, was Euch heilig, Vater, ich bitte Euch beim Schatten meiner Mutter, gebt mich nicht ganz auf! faßt wieder Hoffnung, setzt nur einmal Vertrauen in meine Versprechungen und Schwüre gut zu sein und gut zu bleiben. O, wo ist sie, die gute sanfte Clara, die beste Schwester, ihr weiches Herz wird nicht meinen Bitten wiederstehen können, ihr himmlisches Gemüth wird erweicht werden, und mit ihrer liebevollen Güte wird sie bitten helfen, den strengen Vater mit dem unglücklichen Sohne zu versöhnen. — Rettet mich von der Verzweiflung, indem Ihr mir verzeiht! Ja Ihr werdet, — Ihr könnt mich nicht verstoßen!"

Er war immer näher getreten, und sank jetzt dem gerührten Greis zu Füßen.

„Hugo, Sohn!“ sagte Günther mit zitternder Stimme, „ich will Dir glauben, und will hoffen, daß Gott Dir einen Schutzengel in Gestalt eines Mädchens zugesandt habe, um Dich zu bessern, und will beten, daß Du nicht wieder in Versuchung geratheſt. — Um des Glaubens an meine Clara will ich Dir verzeihen. — Die Schwester findeſt Du nicht mehr auf der Burg. Berge und Thäler trennen Aarenbreitingen von der Burg, wo ſie als Eheweib des edlen Heinrich von Griffenſtein weilt!“

„Gott ich danke dir!“ rief Hugo freudig, „ſo iſt alſo auch ſie glücklich. Der Schweſter Glück, es iſt das Meinige; Heinrich von Griffenſtein iſt ein biederer, wackerer Mann, deſſen Name in allen Gauen, von Hohen und Niederen, Reichen und Armen, mit gleicher Verehrung genannt wird, den alle, die ihn kennen, für den beſten, treuſten Freund, alle Frauen für den ſchönſten Mann gehalten; — in ſeinen Armen wird und muß Clara ſo glücklich ſein, als ſie glücklich macht. Gott gebe dem ſchönen Bund

lange Dauer, es ist mein herzlichster, aufrichtigster Wunsch. — Wohl war diese Blume zu zart für meine rauhe Hand, ich hätte sie zernichtet, indem ich sie gepflückt; des Welschen Weibes leichterer Sinn und rasches Blut paßt besser zu des Kriegers Ungestüm und herrischem Wesen."

So war der tückische Hugo bemüht, den alten Grafen zu erweichen, und vollkommen gelang es ihm, denn solche Verworfenheit, solche Heuchelei konnte der redliche, wahre Günther nicht für möglich halten. Er vergab dem Flehenden, schloß ihn in seine Arme, und Hugo schwor mit den heiligsten Eiden, seinen Versprechungen und der Tugend treu zu bleiben.

Ganz ausgesöhnt schieden Beide von einander, und Hugo folgte dem vorleuchtenden Diener nach dem ihm angewiesenen Gemach. Es war dasselbe, das er früher bewohnt hatte.

Der Diener verließ ihn, und Hugo war allein. Mit heftigen Schritten ging er im Gemache auf und ab, mit teuflisch froh verzerrter Miene.

„Also gelungen wäre es," sagte er halblaut zu sich, „der alte Narr ist angeführt, und ich habe das Spiel gewonnen. Ha! Oheim, Ihr sollt mir den Braut-Reigen tanzen, und ob Euch schier darüber die morschen Beine brächen. Dir Clara, Weib des seeligen Herrn Heinrich von Griffenstein wird freilich der zweite Eheherr nicht so gut als der erste gefallen, doch Du mußt schon mit ihm zufrieden, und so lange seine Magd sein, bis es ihm gefällt, das verdorbene, überdrüßige Spielzeug wegzuwerfen. — Ha! ihr Getreuen — Tibaldi, Bentram und Wend, Beyer und Waldau, seid ihr da, dann mag der Tanz beginnen. — Ihr dummen Trotzköpfe, die ihr so fest an dem alten Herrn hängt, wir wollen den Takt auf euren Rücken schlagen, und euch hinauspeitschen durch der Aarenburg Thore."

Man klopfte leis an die Thüre.

„Wer da! noch zur so späten Nachtzeit?" fragte Hugo.

„Das Gesicht wird Euch so bekannt, wie die Sprache sein," sagte eine heisere Stimme,

und durch die geöffnete Thür schritt eine lange, hagere Figur, ganz in einen weiten, braunen Mantel gehüllt, herein.

„Blitz und Donner!“ rief Hugo. „Soll ich meinen Augen trauen? Tibaldi! alter Mord- und Raubgesell, Du schon hier? auf der Burg? in meinem Gemach?“

„Nun,“ sagte der Angeredete, „das Letzte ist nicht zu verwundern, sobald ich Euch das Erste erzähle. War ich auf der Aarenburg, und deckte uns dasselbe Dach, so können uns ja auch einmal dieselben Wände einschließen; habe ich Euch doch so mancherlei zu erzählen. Indeß vor allem andern will ich Euch bitten, etwas sorgfältiger auf Eure Sachen zu achten. — Vor ungefähr einer Stunde stand ich mit dem alten Pförtner plaudernd unter dem Thor, wir wollten eben die Zugbrücke aufziehen, da kam zu meinem Erstaunen keuchend und schnaubend Hassan, Euer Hund, den Feldweg heran gelaufen. Ich lockte ihn, er kannte mich, und kam heran; in der Schnauze trug er hier Euer Gehänge mit der Scheide, der

schöne Venetianer-Dolch . . . er fehlte hinein. — Ihr müßt Beides verloren haben, das treue Thier hat es gefunden und nachgebracht."

„Daß die Bestie der Blitz zehn Klaftern in die Erde geschlagen hätte!" fuhr Hugo wild auf. „Sah der Pförtner das Thier, und was es gebracht?"

„Nun freilich!" entgegnete Tibaldi, „blind ist er nicht, und dicht neben mir stand er ja. Ich nahm bald dem Hassan das Gehänge und beschloß es Euch, wenn Ihr aus des alten Grafen Gemach zurückgekehrt wäret, zu überbringen. — Als Ihr eingeritten kamt, war ich grade unten am Fels mit den Pferden in der Schwemme, und als ich herauf kam, vernahm ich die Kunde: daß der blutige Hugo in die Burg gekommen wäre, und sich beim Schloßherrn befände. Mir kam es nicht unerwartet. Ha! ha! Blut-Hugo wird den Alten schon bearbeiten; dachte ich, daß er so schlau als klug ist, hat er bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen, und hier gilt es bloß einen alten schwachsichtigen Mann zu täuschen. — Aber

warum zürnt Ihr so auf Hassan, das treue Thier, und fuhret so gewaltig auf?"

„Sagtest Du zum Pförtner, was der Hund gebracht sei mein Eigenthum?" fragte Hugo überlegend.

„Wie Ihr doch redet," antwortete Tibaldi grinsend, „wißt Ihr denn gar nichts mehr von unsrer Verabredung. Wir kennen uns ja gar nicht, wie sollte ich denn Eure Sachen kennen? — Ich gab vor, es sei mein Hund, und ich hätte ihn vor einiger Zeit verhandelt, jedoch müßte er meine Spur gefunden haben. Von dem Dolchgehänge war weiter nicht die Rede. Der Pförtner hat es nicht beachtet. Jetzt liegt Hassan im hintersten Hofe an einer Kette. Aber wo habt Ihr den schönen Dolch?"

„Narr, was fragst Du," versetzte Hugo unwillig, „verloren habe ich ihn, Du siehst es ja; die Bestie hat nur die Scheide gefunden. Den Hund laß an der Kette, man darf und soll nicht vermuthen, daß er mir gehört. — Seit

wann bist Du auf der Burg, und wie kamst Du herauf?"

„Bin erst seit drei Tagen hier," erwiederte Tibaldi. „Als wir uns in Prongen trennten, und Ihr uns Eure Wünsche mittheiltet, machte ich mich bald auf den Weg, langte hier an, und wußte durch eine rührende Lüge den Grafen so für mich einzunehmen, daß er mich auf der Burg behielt. Ich heiße hier Dibold, und bin vom Ober-Rhein."

„Ihr Welschen seid doch Teufels-Kinder," sagte Hugo lachend, „gut zu gebrauchen zu Lug und Trug; ihr müßt schon mit der Muttermilch Schlauheit und Verschmitztheit einsaugen. — Hast Du Dich schon unter der Dienerschaft umgesehen?"

„Kurz war zwar die Zeit, doch habe ich während der drei Tage so viel gehört, gesehen und gethan als nur möglich," entgegnete Tibaldi. „Haben wir nur noch drei der unsrigen innerhalb und vier oder fünf liegen draußen, so traue ich mir Herr der Burg zu werden."

„Ho! ho!“ sprach Hugo, „mach' Dir's nicht zu leicht, Du Höllenbraten, leicht könntest Du Dich verrechnen.“

„Nicht doch, meine Rechnung trügt nicht,“ antwortete Tibaldi. „Es sind alles in allem 38 Diener auf der Burg, von denen ich jedoch wenigstens 10 mit leichter Mühe zu überreden wüßte, die andern, meistens alte schwache Burschen, überfallen wir wehrlos zur Nacht, und ehe einer in das Wams kriecht, machen wir es ihm für immer entbehrlich.“

„Wir wollen das reiflicher überlegen,“ entgegnete Hugo, „und erst zur That schreiten, sind wir des guten Erfolgs gewiß, doch dann so bald als möglich. — Jetzt schleiche Dich nur wieder fort, daß man nicht unser Zusammensein merkt, alles Uebrige überlasse ich Deiner mir wohl bekannten Klugheit.“

So leise wie Tibaldi gekommen, entfernte er sich wieder.

„Dießmal hat's mein Schicksal noch günstig gelenkt,“ sprach Hugo vor sich hin, „doch wenn

mir die Bestie die Scheide zu dem Dolch gebracht hätte, der den Griffensteiner hinüber befördert hat. — Die schlaue, durchtriebene, welsche Schlange wird sogleich den Zusammenhang wissen, sobald der Mord hier bekannt, und der Dolch wird keinen Zweifel übrig lassen. — Ich traue ihm nicht ganz; so gut wie er seinen vorigen Herrn verließ, verrieth und zu uns überging, eben so könnte er es ja auch mit mir machen. — Für Geld ist ihm alles feil, für Geld liefert er seinen Bruder zum Strick. — Glaubt er größern Vortheil, wenn er den Plan verräth, als wenn er ihn unterstützt, nun, ich wette um meinen Hals, er verräth mich ohne Bedenken. — Doch Freund, ich will auf Dich ein sehr wachsam Auge haben, und bei dem Geringsten was ich bemerke! — Morgen Nacht liegt Went am scharfen Stein, auf ihn kann ich am sichersten bauen, der wird dich nicht wieder hereinlassen, habe ich dich einmal hinausgesandt. — Spätestens in vier Tagen müssen auch Beyer, Waldau und Bentram angelangt sein; mit Mel-

zer, Helbig und Fübiger wird's zwar langsamer gehen, doch kommen sie schon noch zurecht, ehe der Tanz losgeht. Dich Südgesicht will ich dann schon entbehren! Für jetzt aber bist du mir noch sehr nothwendig, und ich will Dich benutzen, wie ein geliehenes Gut, das man bald wieder zurückstellen soll. Verstellung und Schlauheit verlaßt mich nur dießmal nicht, und du Fürst der Hölle steh' deinem treusten Diener bei. Die Rolle, die ich spiele, ist schwer; lang freilich ist das Mühen, aber herrlich wird der Lohn sein. Meine Rache ist dann gestillt, Clara mein, und, was die Hauptsache, ich bin unumschränkter Herr von Aarenbreitingen, dem prächtigsten Nest, was je auf einen Felsen gebaut wurde. — Aber noch einmal Hugo — Vorsicht! Vorsicht!"

Er öffnete die schwer seidenen Bettvorhänge, und bald darauf wälzte er sich schon Verderben brütend in den weichen Betten, bis endlich der Schlaf ihn überfiel.

3.

Den Tag darauf kam die schreckliche Kunde von Griffensteins Mord nach Aarenbreitingen. — Clara lag im hitzigen Fieber. — Graf Günther war ganz niedergeschmettert von diesem Schlag; Hugo wüthete gegen den Mörder, und wollte denselben verfolgen bis ans Ende der Welt. — Der Leibknappe Heinrichs von Griffenstein, der den Tod melden kam, hatte das Werkzeug des Mordes, den Dolch, mitgebracht, und zeigte ihn in Gegenwart fast aller Knechte. Tibaldi war unter ihnen; sogleich erkannte er die Waffe, und ein Blick, den er heimlich auf

Hugo warf, sagte diesem, daß ihm sogleich Alles klar geworden.

Als Graf Günther sich etwas gefaßt hatte, bestieg er sogleich das Roß zum Ritt gen Griffenstein, zur kranken Tochter und zur Leiche ihres Mannes. Hugo wollte mit, doch kam der Graf seinem heimlich gehegten Wunsche zuvor, indem nach seinem ausdrücklichen Willen Hugo auf der Burg bleiben sollte. Dieß war Letzterem sehr erwünscht, und die Zeit sollte weislich zu seinem Vortheil benutzt werden. —

Nicht lange war Graf Günther durch der Aarenburg Thore, als sich Tibaldi wieder nach Hugo's Gemache schlich, doch jetzt mit weniger Vorsicht als sonst.

„Ihr seid nicht mit zum Begräbniß, edler Herr?" fragte er den am geöffneten Fenster Stehenden.

„Nein," sagte Hugo kurz. „Warum frägst Du?"

„Ich dachte nur so," entgegnete Tibaldi lauernd. „Ich fragte so ganz ohne alle Absicht."

„Thust Du auch etwas ohne Absicht?“ fragte Hugo scharf,

„Warum nicht,“ warf Tibaldi hin, „selten geschieht's freilich. Doch Herr, Ihr seid nicht bei Laune, wer trägt die Schuld daran, doch nicht ich, Euer treuer und Euch ganz ergebener Diener?“

„Du magst mir jetzt doppelt beide Eigenschaften beweisen,“ versetzte Hugo, „Dein Lohn wird und kann Dir nicht entgehen.“

„O dafür bin ich sicher,“ murmelte Tibaldi zwischen den Zähnen, und laut sagte er: „Nun, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und nach der Waare bestimmt man den Preis, Was gilt eines Grafen Leben?“

„Halt!“ fiel Hugo ein, „Du sollst Dich nicht irren, dafür wird nicht mein Geldkasten geöffnet sein.“

„Hätte mir gern etwas verdient,“ erwiederte Tibaldi, die Stirn zusammenziehend, und mit den funkelnden Augen nach Hugo schielend. „Ich

brauche Geld! Nichtsthun wird selten bezahlt, oft aber nichts reden."

„Hast recht," entgegnete Hugo an einen Wandschrank gehend. „Wir wollen uns gegenseitig helfen, Du brauchst Geld — da hast Du welches; ich hingegen brauche Deine ganze Klugheit und im Nothfall die Stärke Deines Armes."

„Ich stehe mit Kopf und Faust jederzeit zu Diensten," antwortete Tibaldi.

„Vielleicht mit dem ersten ehe Du es glaubst," sagte Hugo heimlich, indeß Tibaldi mit zufriedener Miene das Empfangene in seine Kleidung barg.

„Ja," sagte er, „wer hätte es geglaubt, daß ich sobald von meinem Erbeuteten kommen könnte, aber 's ist alles draufgegangen, alles auf der Herreise. Die Zeche ward nicht nach des Mannes Rang, sondern nach seines Geldbeutels Größe gemacht. Da wurde er bald schmäler und endlich leer; denn beim St. Januarius! ich habe

nicht gespart. — Ich will mir einen Dolch machen lassen zu Eurer Scheide, die Ihr mir gabt, der Venetianer wird doch wohl nicht mehr hinein kommen, denn Graf Günther hebt ihn bestimmt als traurig Andenken auf. — Na Herr ich verlaß Euch, um nach des Rüdenwärters Stube zu gehen, wo wir heute Einige zusammen kommen und ein Paar Krüge leeren wollen, dabei hoffe ich unser Sache sehr nützlich zu sein. Man kann die Burschen nicht besser kirren, als wenn des Weines Geist den eigenen aufgeregt hat, daß hilft gar gewaltig zu schnellen Entschluß und rascher That. Bin doch schon ein dreißig Jahr beim Handwerk, und mit Wein, Geld und Weibern habe ich schon manchen Gimpel gefangen, und manchen Ehrlichen zum Schuft gemacht. Lebt wohl!" —

„Noch heute will ich thun, was ich mir vorgenommen," sagte Hugo, als Tibaldi das Gemach verlassen, „und ganz genau die Burg besichtigen, ob sie vielleicht in meiner Abwesenheit einige Veränderungen erlitten; morgen früh jedoch

muß ich mich beim scharfen Stein umsehen, und ist Went da, — nun gut — so soll Dir türkischen Südgesicht eine deutsche Faust den ränkevollen Hirnkasten einschlagen." —

4.

Am Fuße des Felsens, welcher von Aarenbeitingens Mauern bekrönt wurde, lag ein Felsstück, welches seiner Gestaltung wegen der scharfe Stein genannt wurde, denn es glich förmlich einem Keil, der die scharfe Kante nach oben gekehrt steht.

Diese Gegend war allgemein von den Bewohnern der Umgegend gemieden, und Niemand wagte sich in das dortige Gestein, weil die Sage ging, daß daselbst der Böse denjenigen, welche sich ihm ergeben hatten, über dem scharfen Stein das Genick brach, und oft wollte man bei nächtlicher

Stunde das Seufzen der Verscheidenden, und das Brechen ihrer Rippen gehört haben.

Ein frommer Mönch, der dem Aberglauben steuern wollte, hatte mit Hülfe von ein paar muthigen Jägersleuten, ein großes hölzernes Kreuz dort aufgerichtet; doch o Schrecken! am andern Morgen lag es gebrochen am Stein, und die nahe wohnenden Landleute wollten um Mitternacht einen schmerzlichen Klagelaut aus den Steinen herüber vernommen haben. Seit dieser Zeit war jene Gegend noch mehr gefürchtet und gemieden.

Es war noch nicht hoch am Tage, ein dichter Nebel umhüllte die Gegend, und in ungewissen, undeutlichen Umrissen schaute die Burg herab in das Thal, als sich ein Mann in einen weiten Mantel gehüllt durch die Steine wand. Er stieß mit dem Fuße an das Holz des Kreuzes.

Halt! sagte er, da wären wir ja hier an dem lieben Ort, wo so mancher Plan entworfen und überlegt wurde. — Nun will denn heute nicht der Sonne Strahl des Nebels Dämmerung

bezwingen? wären mir die Pfade in diesen Steinen nicht so gut bekannt, zehnmal hätte ich mich verirrt. — Doch ich muß das Zeichen geben, damit Went mich gewahrt, sollte er schon in einer der Felsspalten versteckt liegen.

Er zog ein silbernes Pfeifchen hervor und stieß einige gellende Töne aus.

„Nun! nun! bin schon da," brummte eine nahe Stimme, und unter dem Moose richtete sich aus einer Felsspalte eine stämmige Mannsgestalt empor, trat zu dem Ersten, welcher auf einem kleinen freien Platze stand, und fuhr in einem freundlich rauhen Ton fort: „Hätte ich Euch Herr Hugo doch bald nicht kommen hören. Ich bin die ganze Nacht gewandert, und liege erst seit drei oder vier Stunden hier, da hat mich denn der Schlaf etwas überwältiget, und erst Euer Pfeifen geweckt."

„Nun, sei willkommen, Landsmann," sagte Hugo ihm die Hand schüttelnd. „Mein Verlangen nach Dir war groß, und größer würde mein Unwille gewesen sein, hättest Du mich auf

Deine Ankunft warten lassen. Ich werde Dich bald nöthig genug brauchen. — Ich weiß, Du liebst Tibaldi, den Italiener nicht, — ich denke, Dein Arm wird zu meinem jetzigen Dienst gern bereit sein."

„Nun Ihr wißt ja," sagte Went, „ wenn ich auch nicht so schwatzen kann, wie der Italiener, der mich einst auf lange Zeit um Eure Gunst, und manches schöne Stück Geld brachte, — ich werd's ihm schon noch gedenken, — so habe ich doch gewiß Euch, wenn's galt, nicht lange warten lassen. Ist's nicht so Herr?"

„Es ist wahr," entgegnete Hugo den Mantel fester um sich schlagend, „Deine Thaten waren schneller als Deine Rede, Dein Wille immer gut und fest, und Deine Treue unwandelbar. Du sollst mir helfen gegen einen Verräther, mich befreien von einer Schlange, die mir schon ihren Stachel gezeigt."

„Ich werd sie erwürgen, sobald Ihr's befehlt," sagte Went.

„Recht so, alter Kamrad," erwiederte Hugo freundlich, „der Deutsche hält doch immer am festesten am Deutschen. Leicht indeß könnte die glatte Natter durch unsere Finger schlüpfen, und . ."

„Sorgt nicht Herr," versicherte Went, „hab ich sie gefaßt, so will ich so fest halten, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Doch sprecht deutlicher, gebt mir bestimmte Befehle, vollführen werd ich sie schon. Soll ich auf die Burg?"

„Nein," erwiederte Hugo, „Du magst außen bleiben, der schlaue Helbig und der verschmitzte Waldau und Fübiger sollen hinein, ihr Uebrigen mögt hier harren. Dich aber möcht ich noch zu einem besondern Geschäft benützen. Hör mir zu! Tibaldi muß dran, und das bald! Du sollst ihm das Lebenslicht ausblasen. Er kann uns gefährlich, und unsern Plänen hinderlich werden, auch gebe ich nicht ein altes Stück Eisen darum, ob er uns nicht Alle zusammen verräth, sobald es ihm Vortheil zu bringen verspricht. Aber er hat sich verrechnet; Hugo traut

nicht so leicht und bedenkt, daß Argwohn ein gutes Mittel ist, nicht betrogen zu werden. Ich habe viel von ihm zu fürchten. — Heute gegen Mittag sende ich ihn heraus mit einer Bothschaft an Dich. — Du verstehst mich, — er kehrt nicht wieder."

„Schon gut," antwortete Went freundlich grinsend, „auf Räuberwort!" er entblößte sein Schwerdt etwas und stieß es wieder klirrend in die Scheide zurück. „Er kehrt nicht wieder, so wahr ich Went heiße. — Ihr sagt ihm ich läge in der Höhle, sobald er sich ihrer Oeffnung genaht, springe ich hinter jenem Felsstück hervor, und — Nun verlaßt Euch nur auf mich."

„Also heute um die 12te Stunde," sagte Hugo nachdenklich. „Gegen Abend komme ich wieder und sehe wie Du's vollbracht."

Er schied mit Handschlag von dem Räuber, welcher sich wieder auf sein voriges Lager streckte.

5.

Am Abend desselben Tages war es belebter in jenen Steinen als am Morgen, denn drei der Gesellen Hugos waren angekommen und hatten ein mit Beute beladenes Saumroß mitgebracht. Sie saßen auf ein paar Felsstücken und plauderten von der vergangenen Zeit und dem mit ihr geschwundenen wilden Kriegerleben, als man von fern sich Jemanden in eiligen Schritten nahen hörte. Sie richteten sich auf; der blutige Hugo trat hinter einem Felsen hervor.

„Glück auf! Kammraden," rief er, „ich freue mich die Waffengefährten und Theilnehmer

aller meiner tollen Unternehmungen wieder zu sehen. — Willkommen in hiesiger Gegend!"

„Und wir freuen uns, den muthigen, verwegnen Anführer aus Ober-Italien wiederzufinden," entgegnete Bertram, einer der Angekommenen, ein Mann in mittleren Jahren, in dessen Zügen man nicht den Genossen und das Mitglied einer Räuber- und Mörderbande erkannt hätte.

„Auch bringen wir Euch einen Theil unserer Beute zur sichern Aufbewahrung," setzte Waldau, ein Bursche von einigen zwanzig Jahren und abgefeimter Bösewicht hinzu. „Ihr sagtet uns doch einstens, daß Ihr hier so einen herrlichen Ort wüßtet, wo man sie sicher bergen könnte; nach Eurer damaligen Beschreibung mußte es hier an diesem schroffen Fels sein, der beim scharfen Stein sich erhebt, und senkrecht so hoch hinanläuft."

„Richtig, junger Freund," erwiederte der blutige Hugo, „Du hast ein gut Gedächtniß. Eine Oeffnung in diesem Stein, der seiner Gestalt und

der verrufenen Gegend wegen des Teufels Rauchfang genannt wird, soll uns zur Aufbewahrung unsers geraubten Gutes dienen. Seht! nur von jener Seite ist er von einem der die Felsen genau kennt zu erklimmen, doch wagt sich Niemand hierher, wo wir sicher und ungestört hausen können. Oben nun ist eine bedeutende Oeffnung im Fels, und darein wollen wir alles verbergen. — Went und Helbig mögen hier bleiben, Bertram und Waldau indeß gehen mit auf die Burg. Ein Vorwand ist ja leicht gefunden, zumal jetzt zu dieser Zeit, wo alles in der größten Verwirrung ist, und ich mehr als je Herr bin."

„Mich habt Ihr gar lange harren lassen, Herr," versetzte nun Went. „Es war Mittag vorbei, ich lauerte wie der Böse auf eine arme Seele, jedoch der Erwartete, er kam nicht."

„Dachte ich mir's doch," erwiederte Hugo, „daß Du am End' ungeduldig werden würdest, doch gings heute unmöglich. Indeß hoffe ich, daß diese Nacht Dein Dolch nicht rosten wird,

und er morgen noch die heutige Schärfe haben wird. Die welsche Bestie ist wider meinen Willen einen Tag älter geworden. — Doch seht, schon ist die Sonne hinter jenen Bergen verschwunden. Went! vergiß nicht die morgigte Mittagstunde, und ihr Geschäft. Die Zeit ist kostbar, wir wollen sie wohl benutzen. — Went, Freund, nochmals mahne ich Dich ernstlich zur Vorsicht, glatt ist die Schlange, schlau der welsche Satan, und mißlingt der Plan, — ich will's nicht fürchten, — beim Teufel! wir machen das Uebel zehnmal ärger. — Jetzt gehabt Euch wohl. Morgen zum Sonnen-Untergang bin ich wieder da und dann soll sich mein Auge an seinem Leichnam weiden. — Bertram und Waldau Ihr geleitet mich."

Sie schritten über die heruntergelassene Zugbrücke, unter dem Thor lehnte an einem Mauer-Pfeiler Tibaldi, die Armen über einander geschlagen, den Kopf gesenkt, in nachdenklicher Stellung. Die Tritte der Nahenden schreckten ihn

empor, weit riß er die Augen auf, als er die Kommenden sah.

„Herr Hugo, was bringt Ihr da für Gesellschaft mit;“ fragte er erstaunt. „Potz Jannuarius! seid Ihr schon da? Ihr habt Euch ja gewaltig beeilt, um nicht zu spät zu kommen. — Wo's einen kecken Streich gilt, da sind diese langarmigten Teufels-Kinder doch gleich bei der Hand. Nun wird es nicht mehr viel Noth haben, um Herren der Burg zu werden. Beim gestrigen Saufgelag in des Rüdenwärters Stube gaben ihrer sieben ihr Seelenheil für 'n Krug Wein und ein paar blanke Goldgülden hin. Sie willigten in meine Anträge und verschworen sich zum Untergang ihres guten alten Herren, dem sie Treue gelobt. Wulfrich, den Wärter, aber habe ich gleich als einen uns Gleichgesinnten erkannt, der nur einen Frommen spielt, weil es hier auf Aarenbeitingen mehr nützt zu beten als zu fluchen.“

„Braver Gefährte!“ antwortete ihm Hugo, „Deine Bemühungen sollen nicht unbelohnt blei-

ben. In zwei Stunden erwarte ich Dich auf meinem Zimmer, um Dir einen Auftrag zu geben, den Du morgen um Mittag an Went, der in der Höhle am schroffen Stein liegt, ausrichten sollst. — Wir sprechen hernach ausführlicher darüber, denn da kommt schon der Thorwächter heran, laßt uns hineingehen, ich werde Euch, Bertram und Waldau ein Nachtlager anweisen." —

Am nächsten Tage kehrte Graf Günther zurück; er brachte die untröstliche, kaum genesene Tochter mit. Hugo stand gerade sinnend an einem Fenster, aus welchem man nach dem Burgthor sehen konnte.

„Ha! da kommen sie!" rief er einen Schritt zurücktretend. „Clara! — Herz was bist du für ein unbegreiflich Ding. -- Regst du dich auch noch! — bei mir? — dem Blutigen! — Verstand laß dir nicht die Obergewalt streitig machen. Geister der Rache, treue Bundesgenossen, entflammt mich wieder, und laßt mich immer euer würdig sein."

Er trat wieder näher ans Fenster.

„Sie sind von den Rossen gestiegen, und betreten das Schloß. — ich muß mich fassen, um so vorbereitet als möglich zu erscheinen. — Ha! dort schleicht sich Tibaldi zum Thor hinaus. — hi! hi! hi! — Fuchs! du gehst in die Falle. — Er sieht sich um. — Ja sieh' Dir nur noch einmal das Nest an, 's ist doch das Letztemal. In zwei Stunden liegst Du starr und kalt am scharfen Stein, schadest Niemanden mehr, und bist stumm, wenn man Dein Schweigen auch nicht mit blanken Goldgülden bezahlt. Deine Stunde ist gekommen, und ich befreie mich von einem lästigen Zuvielwisser. Heysa! in drei Tagen sind meine übrigen Gesellen eingetroffen und ich bin dann Herr der Aarenburg samt ihren Schätzen. — Doch zur nächsten Gegenwart, und was sie bringt. — Ich habe einen schweren Stand, drauf Hugo! frisch drauf; ich war schon in peinlicherer Lage und verzagte nicht, und der Anblick eines weinenden Weibes sollte mir die Fassung rauben! Eines Weibes, das

mich verschmähte, das mich gehaßt! — verachtet! — Ha! dieser Gedanke giebt mich mir selbst wieder. — Deine Buße ist noch nicht vollendet; meine Rache soll enden, wie sie angefangen hat. — Jetzt die heuchelnde Larve vor, und hinab zu ihnen! —

Ach! sagte er tief Athem holend, als er nach einer Stunde wieder sein Zimmer betrat, Das waren heiße Augenblicke; — gut, daß sie vorüber. Noch hat sie dieselbe Scheu gegen mich wie damals. . . . Aber schön ist sie doch, obgleich der Gram die Wange bleicht. — Mit dem thränenschweren gen Himmel gerichteten Auge gleicht sie ganz dem wunderholden Marien-Bilde in der Kapelle, was mir in der Knabenzeit immer so wohl gefallen. — Ja damals! — ich war ein wilder, unbändiger Junge, trotzig, boshaft und rachsichtig, doch gab's immer noch Stunden, wo ich hätte vor dem Bilde knien und es anbeten mögen; — Stunden, wo Claras Liebreiz mein Herz so froh bewegte, wo ein freundlicher Blick von ihr mich gut, ein Lächeln glück-

lich machen konnte; — geschah es doch selten genug! — Doch wozu diese Erinnerungen, sollen sie mich weicher machen! — mich? — den nicht das Aechzen und Stöhnen Tausender von Sterbenden, das Seufzen der Verwundeten auf blutigem Schlachtfelde rührte! Fort ihr Gedanken aus der Jugendzeit, ich will euch verscheuchen durch die Thaten der Gegenwart, und durch den freudigen Anblick eines Opfers, das meiner Ruhe und Sicherheit gefallen ist.

Er hüllte sich in einen weiten dunklen Mantel. — Komm alter treuer Mantel, der mich so oft den Blicken der Späher entzog, dein rother Saum war wohl bekannt in den lombardischen Gauen, und ließ den Blutigen erkennen. Du magst mich heute vor der rauhen Abendluft schützen.

Leise verließ er das Gemach.

6.

Als sich Hugo den Steinen näherte, sah er schon von der Ferne in der Gegend des scharfen Steins Rauch sich emporwinden, und immer näher kommend, hörte er einen Gesang von den rauhen Stimmen mehrerer Männer, die um ein Feuer lagen. Ueber demselben steckte an einer Art von Spieß ein Stück Wildpret, welches von Zeit zu Zeit herumgewendet wurde. Seitwärts lagen Waffen und verschiedenes Gepäck auf einem Haufen beisammen.

Einer der Männer sang, die Feldflasche erhebend:

„Zufrieden und lustig
Beim Glase voll Wein,
Den ganzen Tag durstig,
Das möcht' ich wohl sein.
Was kümmerts ob's hier oder dorten geschieht,
Dem lustigen Burschen Glück überall blüht."

Alle fielen ein:

„D'rum nehmt die Becher in die Hand,
Hurrah, unser Vaterland
's ist die weite Erde!"

Hugo trat unter sie.

„Beim Teufel, da ist er," rief Einer von ihnen aufspringend; die Andern thaten ein gleiches, nur Went blieb in seiner vorigen Stellung liegen.

„Nun Herr Hugo," riefen die Gesellen, „Da habt Ihr uns, mit Leib und Seel', bereitwillig wie sonst, Euch ergeben und treu wie immer."

„Willkommen! willkommen Freunde," erwiederte Hugo allen die Hand gebend. „Nun Went? ist's geschehen?"

„Es ist vorbei!" antwortete der Befragte in dumpfen Ton.

„Wo?" fragte Hugo hastig.

„Da unten liegt er" war die Antwort, begleitet mit einem Winken der Hand nach rückwärts hin, wo eine sehr steile Schlucht die Felsen trennte. Noch Niemand war in dieselbe hinabgestiegen, auch konnte man nicht ihre ganze Tiefe sehen, weil einige an den Seiten des Fels hervorragende Sträucher ein weiteres Hinunterblicken hinderten.

„Wie kam's, daß Du nicht Dein Messer einige Zoll in seinen Körper gebohrt hast?" fragte Hugo halb mürrisch, indeß die Uebrigen sich wieder um das Feuer gelagert hatten und Fübiger dürres Holz herbeibrachte, der Flamme neue Nahrung zu geben. „Ich hätte gern mein Auge an seinem Leichnam geweidet."

„Nun Herr, ich dächte, dahinunter wär's gewiß genug," entgegnete Went im vorigen Ton, „wenn da nur eine seiner Knochen ganz ge-

glieben ist, so will ich mein Lebtag nichts mehr als Wasser trinken und Rosenkranz beten." —

„Wart ihr schon da," fragte Hugo, die Uebrigen, „als Went meinen Auftrag vollführt, und dem Verräther Tibaldi den verdienten Lohn ausgezahlt hat?"

„Nein, sie waren nicht anwesend," erklärte Went, „auch Fübiger nicht, er hatte den Fels erklommen, und arbeitete mit Meißel und Hammer an einer Erweiterung des Loches. Ich lag hinter dem bewußten Felsstück, da kam der Welsche herangeschlichen, doch trat er nicht zur Höhle, sondern umging jenen Fels, wahrscheinlich um den „Rauchfang" von der dortigen Seite zu erklettern. Er kam nahe an den Abhang, . . . da stürzte ich mit gezücktem Dolch hervor, stach nach ihm, und stieß ihn seitwärts hinab. Des Dolches Spitze war geröthet vom Blut, ich hörte das Brechen der dürren Sträucher, und das Hinabrollen kleiner Steine; einige größere lagen am Abgrund, ein par kräftige Fußtritte und sie roll-

ten ihm nach. — Der kommt gewiß nicht mehr in die Oberwelt zurück."

„Nun gut, gut, ich bin zufrieden," versetzte Hugo, auch Platz am Feuer nehmend. „Da jetzt die Zeit gekommen ist, so laßt uns ernstlich berathschlagen, wie wir uns auf die schnellste und leichteste Art in den Besitz der Burg setzen. Zehn der Knechte hab ich auf meiner Seite, ich kann auf ihre Treue bauen, weil jeder nur den eigenen Vortheil sieht. Wulfrich, der Rüdenwärter, seit einem Jahre auf der Burg, ist ebenfalls unser, wie seine beiden Söhne, ein paar stämmige Burschen, die auch gute Dienste leisten sollen. Ihr seid hier fünf, dann noch Bertram und Waldau, so sind wir zu Zwanzig, und können uns mit leichter Mühe der Burg bemächtigen. Die morgigte Nacht sei zur Ausführung des Unternehmens bestimmt. — Sobald die Nacht einbricht, möget Ihr Euch der Burg nahen. Gebt nur auf die Zinne des nördlichen Thurms genau Acht, seht Ihr dort dreimal hinter einander ein Licht auflackern, und bald wieder verschwinden, so

ist es das Zeichen, daß Ihr Euch eilig bis ans Thor begebt. Ein paar der Unsrigen werden schon Eurer harren; auf den Ton einer Glocke wird die Zugbrücke fallen, das Thor geöffnet sein, und mit lautem Halloh! dringt ihr herein. Was sich widersetzt, stoßt ihr nieder; wir sind unterdeß auch nicht unthätig und die Einverstandenen erkennt ihr an breiten weißen Schärpen. — Doch noch eins: Euer Hauptaugenmerk sei der vom Grafen bewohnte Flügel des Schlosses, weil sich daselbst gewiß seine treusten Diener zur Vertheidigung des Herren sammeln werden, schonet ihrer nicht. Nieder mit Jedem, der sich widersetzt! — Ihr habt mich doch verstanden?"

„O ganz wohl," erwiederte der bärtige Melzer. „Freut man sich doch schon, wenn man Euch nur davon reden höret. Werden nichts versäumen, — ist's doch nicht der erste Streich dieser Art."

„Soll auch gewißlich nicht der Letzte sein," entgegnete Hugo; „lange kann der Frieden nicht dauern, und wälzt sich das Getümmel des Krie-

ges bis in diese Gegend, dann Heisa! das festeste Nest im ganzen Lande ist in unsrer Gewalt, und in das Sevenner Gebürg' wagt sich nicht so leicht ein Feind. Wir haben dann einen sichern Zufluchtsort, und bergen die Beute da oben, wo wir uns Zehn gegen Hundert halten können. — Kommt nur erst hinauf! Alle Kisten und Keller sollen Euch geöffnet sein. Ihr werdet Wein finden, wie noch kein besserer über Eure Zunge gelaufen ist. Nach gethaner Arbeit soll ein Trunk herrlich munden." — Er stand auf. — „Nun, ich wiederhole es Euch; morgen, sobald es dunkelt, habt Acht auf den nördlichen Thurm, die Glocke giebt das Zeichen!"

Er verabschiedete sich, und verschwand mit eiligen Schritten in den Felsen.

7.

Es war eine finstere Nacht; der Sturmwind heulte und trieb den in großen Tropfen fallenden Regen gegen die klirrenden Fenster der Burg. Clara und der alte Graf hatten längst die Ruhe gesucht, eben so die Mehrzahl der Knechte; nur die, welche um den Plan zum Ueberfall der Burg wußten, machten sich bereit zum blutigen Geschäft.

In Hugos Gemach brannte eine düstre Lampe; die Thüre, welche auf den Gang führte, stand offen, er selbst ging unruhig auf und ab; das mächtige Schwerdt nebst verschiedenen Stücken der Rüstung lagen auf dem Tische; in einer Ecke

des Zimmers lehnten ein paar Fackeln, und Waldau saß auf einem niedrigen Sessel, und brachte das Schloß an einem Faustrohr in Ordnung. Keiner von Beiden sprach ein Wort. Hugo beschäftigten die Gedanken an das, was eben vorgehen sollte, und Waldau wollte das Schweigen nicht brechen, um den Herrn nicht in seinem Nachsinnen zu stören.

Da sah man den Schein eines Lichtes auf dem Gang, und vernahm, wie sich mit leisen Schritten Jemand nahte. Bentram trat vorsichtig herein, in der einen Hand eine Leuchte und ein Bund großer Schlüssel, in der andern einen langen Dolch, hinter ihm der alte Rüdenwärter Wulfrich, ebenfalls bewaffnet,

„Nun, da sind wir," sagte er. „Ich habe die Schlüssel, der Burgvogt ist kalt; ohne einen Schrei ward's gethan, denn ich traf gut. Befehlt Ihr, Herr, daß ich den Thurm besteige und den Harrenden das Zeichen gebe?"

„Freilich 's ist die höchste Zeit," antwortete Hugo leise und schnell dem sich sogleich Entfer-

nenden. „Der Tanz mag beginnen. Unsre Getreuen sind doch munter, die Hunde zur Ruhe gebracht?"

„Ei freilich," entgegnete Wulfrich, „das war meine Sache. Auch sonst ist alles bereit, in meiner Stube ist mein ältester Junge mit dreien, der andre mit noch zweien sind, wie ihr befehlt, am Thor, um auf das Zeichen den Wächter zu überfallen, die übrigen fünf an den Ställen, um die Knechte wehrlos zu machen, und sich ihrer zu bemächtigen."

„Nun denn so sei's," sagte Hugo entschlossen, das Schwerdt ergreifend und sich vollends rüstend. „Der Morgen soll uns als Herren der Burg begrüßen.

„Ja, das soll er," sagte Waldau, das Schloß prüfend. „So, noch diese Schraube etwas fester, dann mag's heut seine Dienste verrichten." —

Unterdeß war Hugo ans Fenster getreten, und sah hinaus in die schwarze Nacht; der Sturm heulte fort, der Regen hatte etwas nachgelassen.

„Da ersteigt Bentram den Thurm," versetzte er, „ich sah den Schein des Lichtes bei dem Fenster vorbei kommen, — nun ist er oben! — Ein — zwei — dreimal! — Er hat es wieder verlöscht. — Wulfrich nimm eine Fackel und jetzt zur Glocke; in zehn Minuten sind sie am Thor, dann läutest Du, entzündest die Fackel, und eilst sogleich hierher, damit wir bald in des Grafen Gemach dringen und uns seiner bemächtigen. Waldau Du bleibst bei mir; in der großen Halle treffen wir mit den Uebrigen zusammen, und dann sogleich die Treppe hinan!" —

Wulfrich eilte in den Burghof, heftig riß er am Strick, und hell erschallte der Ton über den Hof. Die Thorflügel wurden aufgerissen, die Zugbrücke fiel, und mit dem Geschrei: „Sieg dem Blutigen!" stürzten die Räuber mit gezogenen Schwerdtern herein.

Wulfrich hatte die Fackel entzündet, er schwenkte sie über dem Kopfe, die Räuber sahen sogleich die von Hugo bezeichnete Thüre, und stürten darauf zu. Bald waren sie in der Halle,

Hugo und Waldau drangen eben durch die andere Thüre herein.

„Da sind wir!" rief Went, „führt uns."

„Folgt mir!" schrie Hugo voran eilend, der Haufe stürzte nach.

Die Diener im Schlosse hatte das Geläut der Glocke geweckt. Wulfrich mit seinen Söhnen, und Bertram hatten den Befehl erhalten, mit Hülfe der Einverstandenen die übrigen Knechte zu binden oder niederzustechen, indeß den Grafen und seine Leibknappen sich Hugo mit seinen Gesellen vorbehalten hatte.

In größter Verwirrung waren des Grafen Diener von den Lagerstädten gesprungen und nach den Gemächern des Herrn geeilt. Einer von ihnen hatte eine Thüre, welche zum letzten Gange führte, zugeworfen und einen Riegel vorgeschoben. Die Räuber kamen nun an dieselbe.

„Verflucht!" brüllte Hugo, „ein Verzug ist nicht mit Gold zu bezahlen!"

„Oho! da weiß ich Rath," schrie Helbig vordringend; er that mit gehobener Art ein paar

kräftige Schläge und die nur schwache Holzthüre brach. Unaufgehalten verfolgten nun die Räuber mit der größten Geschwindigkeit den Weg.

Nun befanden sie sich auf dem letzten Gang, jetzt waren sie im Saal, an welchen einige Gemächer stießen, von denen eins des Grafen und das andere Claras Schlafkabinet war. Im Saale hatten sich einige bewaffnete Diener gesammelt um Widerstand zu leisten, doch waren die Bemühungen der Treuen umsonst. Mit brüllendem Lachen schlugen die Räuber die wenigen alten und schwachen, kaum ordentlich bewaffneten Knechte nieder, und stürzten in das nächste Gemach.

Es war dasselbe, in welchem vor nicht langer Zeit der Graf den Pflegesohn empfangen, dem Flehenden alle Unthaten verziehen, seinen heiligen Schwüren geglaubt und ihn wieder als Sohn angenommen hatte.

Der Graf war kaum gekleidet, umgeben von mehreren Dienern. Clara befand sich im anstoßenden Zimmer unter der Obhut von ein

paar Kammerfrauen; die Thür war geöffnet, sie sah den mit dem gezückten Schwerdte hereinstürzen Hugo an der Spitze der wilden, mit Blut bespritzten Rotte, ... ohnmächtig sank sie zusammen.

„Hussa! alter Graf lern' den blutigen Hugo kennen," brüllte derselbe mit wilder Stimme und Geberde das Schwerdt schwingend. „Holla Gesellen greift ihn."

„Du Teufel! so fahre zur Hölle!" schrie Graf Günther seine letzten Kräfte zusammennehmend und mit gezückter Waffe auf den Schändlichen eindringend.

Da knallte Waldaus Faustrohr; mit einem schmerzhaften Schrei sank der Graf zurück; das Blut spritzte aus einer Brustwunde, ein paar Diener unterstützten den Sinkenden. Seine Augen brachen, er richtete sich noch ein paar Mal konvulsivisch empor und verschied.

„Waldau, das hab ich nicht gewollt!" rief Hugo, von dem Anblick ein wenig zurückprallend.

„Und was denn?" fragte Waldau wild.

„Ewige Haft!" sagte Hugo, die Augen starr nach der Leiche des Greises gerichtet.

„Tod ist besser," entgegnete Waldau, das Rohr wegwerfend und das Schwerdt ziehend. — „Laßt uns vollends aufräumen." —

Mit leichter Mühe waren die wenigen schwachen Diener überwältiget und gebunden, da trat Bertram mit frolockender Miene herein, das blanke, geröthete Schwerdt noch in der Faust.

„Wir sind fertig," sagte er, die blutige Waffe in die Scheide stoßend. „Ich grüße Euch als Herrn der Burg!"

„Hattet ihr's leicht?" fragte Hugo.

„Ein plötzlicher Ueberfall thut viel," erwiederte Bertram, „mit Schnelligkeit hat man leichtere Müh'. Sieben fielen, weil sie sich widersetzten, die Uebrigen befinden sich geknebelt in unserer Gewalt und sind der Obhut unserer Getreuen übergeben."

„Wie wurdet ihr des Thorwächters mächtig?" fragte Hugo weiter.

„Das hatte Wulfrichs zweiter Sohn übernommen, er hat ihn erwürget und der Schlüssel beraubt," berichtete Bertram.

„Jetzt schaffe man die Leichen fort," befahl Hugo, „ihr Anblick ist mir unangenehm. Oeffnet die Keller, schlagt den Fässern die Böden aus, und laßt den Wein in Eure Kehlen ströhmen. Alle Vorrathskammern sollen offen sein, und Jeder nehme was ihm beliebt, so ist Hugos, des Blutigen, Befehl."

8.

Der Morgen brach an; die Sonne röthete die nahen Berggipfel; auf der Burg Aarenbreitingen lagen die Räuber trunken und vom Schlafe gefesselt in verschiedenen Gemächern, als ein einzelner Mann heimlich und schnell durch das Thor schritt, und den Felsweg hinab in den Steinen verschwand. Es war Hugo. Sorgfältig hatte er sich von dem wilden Gelage fern gehalten und war mäßig im Trinken geblieben, um nicht der Andern Rausch zu theilen.

Er wußte sich jetzt völlig unbeachtet, denn die Räuber, sich vollkommen sicher glaubend, ruh-

ten aus vom blutigen Geschäft; die Bewachung der Gefangenen hatten sie einigen der gewonnenen Schloßknechte überlassen.

Nicht lange so war Hugo am scharfen Stein angelangt. Er warf den Mantel von den Schultern, legte das Schwerdt ab, und machte sich bereit den Felsen, des „Teufels Rauchfang" genannt, zu ersteigen.

„Ihr Gimpel könnt zufrieden sein, wenn ich noch die eine Hälfte mit euch theile," sagte er, "die andere will ich mir schon in Verwahrung bringen, daß sie gewiß Niemand findet. Doch geschwind, damit man nicht meine lange Abwesenheit bemerkt, und einer der Gesellen unterdessen wach wird."

Er kletterte hinan; jetzt war er bei dem letzten Felsenabsatz, nun schwang er sich vollends hinauf, doch im Augenblicke fühlte er sich ergriffen, von ein paar sehnigten Armen zusammengepreßt, und sah das durch Blut und Flecken entstellte Gesicht Tibaldi's dicht vor dem seinigen.

„Teufel, was ist das?“ schrie Hugo, mit dem Italiener ringend und sich bestrebend die Arme frei zu machen. Doch gewaltig drückte Tibaldi den Erschrockenen zusammen, und sagte zu ihm mit heiserer Stimme:

„Vermaledeiter Bube! Deine Stunde ist gekommen. Von mir sollst Du den Lohn Deiner Thaten empfangen, Elender!“

Er nahm alle seine Kräfte zusammen, hob den sich vergeblich Sträubenden in die Höhe, und warf ihn rücklings hinab auf die obere Kante des scharfen Steins, die nahe unten am „Rauchfang“ hinlief.

Hugo stürzte darüber hin, krachend brachen seine Rippen, langsam glitt er am Felsstück herab und lag nun winselnd und zuckend am Boden, unfähig sich von der Stelle zu rühren, den gräßlichsten Schmerzen preis gegeben. Unweit lag sein Mantel; das Schwerdt ragte darunter hervor; wie sehnlich verlangte er darnach, es hätte seinen furchtbaren Leiden ein Ende gemacht, ihn erlößt von der fürchterlichen Qual.

Laut heulte er im wüthenden Schmerze, da trat Tibaldi an ihn heran, und betrachtete ihn mit übereinander geschlagenen Armen.

„Da liegt er, der Furchtbare, der Blutige," sagte er hohnlächelnd mit kaltem Spotte, "einer langsamen Marter preis gegeben, ein Kind könnte nach Belieben mit ihm schalten. — Ich könnte Dich erlösen von der Qual, doch nein, so wie Deine Verbrechen soll auch Deine Strafe sein. Lustig! der Gehülfe bei allen Deinen Schandthaten er lohnt Dir so wie Du ihm gewollt. Ja erbärmlicher Bube, magst Du noch so schäumen vor Wuth, — balle nur die Fäuste, — es ist das Ganze, was Dir übrig blieb, — die Sträucher wurden meine Rettung, sie hemmten meinen Fall, als Went auf Deinen Befehl mich von der Welt schaffen sollte. Leichter als ich geglaubt, klimmte ich in die Höhe und lauerte Dir, Bube, auf.

Doch erfahre noch, jetzt eile ich in die Hütten der Leibeigenen, sie liebten den Grafen, sie werden seinen Tod nicht ungerächt lassen. Deine

Gefährten, sie sollen Dir folgen, alle, und vom Rausch in der Hölle erwachen. Dort treffen auch wir uns wieder!"

Er gab dem in Wuth Heulenden und mit dem Tode Ringenden noch einen Fußtritt und ging.

9.

Im Walde, nahe der Aarenburg, standen mehrere Hütten, bewohnt von rauhen guten Köhlern, die dem Grafen Günther von Aarenbeitingen unterthan waren, und ihn, den leutseligsten, besten Herrn, wie einen Vater liebten. Nicht weit davon lagen einige Fischerhäuser und noch andere Wohnungen der Aarenbeitinger Frohnbauren. —

In der Verwirrung, und geschützt durch die Dunkelheit der Nacht, waren ein paar der Burgknechte entkommen, und hatten sich hierher geflüchtet. Alles war in Aufruhr gerathen, die

Köhler hatten ihre Schürrhacken ergriffen, Fischer und Bauern sich mit den verschiedensten Arten von Wehren versehen, und man berathschlagte mit stürmischem Verlangen und brennender Begierde, wie man am besten die Aarenburg den Räubern entreißen, und Rache an ihnen nehmen könne. Schon war ein starker Trupp beisammen, und immer noch stießen frische Haufen zu ihnen, je weiter sich die Kunde in den ausgedehnten Besitzungen des Grafen verbreitete.

Mit Anbruch des Morgens war ein starker Haufe beisammen; mit der Anzahl wuchs der Muth, es fehlte nur noch ein Führer, da kam Tibaldi athemlos herbeigeeilt.

„Auf! auf!" schrie er; „verliert keine Zeit! noch ruhen die Räuber trunken auf ihren Lagern, der Anführer fehlt! — die Brücke liegt! — das Thor ist offen! laßt sie nicht zur Besinnung kommen. — Erhaltet der Tochter, was dem Vater geraubt wurde. — Ich führe Euch!"

Jubelnd folgten ihm Alle. Im schnellsten Laufe ging's zur Burg, den Felsweg hinan. Die

wenigen Knechte innerhalb, die noch auf den Beinen waren, liefen erschrocken, ohne Anführer, rathlos und unschlüssig durch einander; Einer wollte dies, der Andere jenes; ehe sie die Brücke aufgezogen, drangen die Stürmenden durch's Thor, bald war der ganze Burghof voll von ihnen, durch alle Thüren drangen sie in die Gebäude. Tibaldi eilte an der Spitze eines Häuflein muthiger Männer nach den Gemächern des Grafen.

Hier befanden sich Went, Waldau und Bertram, auf weichen Decken ausgestreckt; sie taumelten von dem Geräusch erschreckt in die Höhe.

„Hölle und Teufel, was soll das Getümmel unten im Hofe bedeuten!" rief Bertram.

Er riß ein Fenster auf und prallte zurück.

„Wir sind verrathen! der ganze Hof ist voller Bewaffneten. Ich höre Geräusch auf dem Gange!"

„Wo ist Hugo?" rief Went.

„Beim Teufel!“ schrie Tibaldi hereinstürzend. Köhler und andere Bewaffnete folgten ihm. „Nieder mit den Räubern!“

„Verräther!“ brüllte Went. „Nun denn, diesmal will ich meiner Sache gewiß sein!“ Er sprang auf ihn ein, und rannte blind vor Wuth in das vorgestreckte Schwerdt; doch bohrte er zu gleicher Zeit dem Gegner das seinige in den Leib.

Sie stürzten Beide. —

Waldau und Bertram wehrten sich mit der letzten Kraft der Verzweiflung, doch wurden sie immer mehr und mehr in die Enge getrieben, endlich in eine Ecke gedrängt und von den wüthenden Bauren erschlagen. Wulfrich und die meisten der Uebrigen, welche Widerstand leisteten, hatten ein gleiches Schicksal, einige Andere ergaben sich, und mit tiefer Trauer über des guten Grafen schreckliches Ende nahmen die treuen Mannen von der Burg Besitz.

10.

Clara, welche seit dem schrecklichen Augenblick, der Ermordung des Vaters, in die vorige Krankheit verfallen war, genesete langsam, und vertraute die Ohut der Burg einem Bruder ihres gemordeten Gatten. Sie selbst lebte ruhig und eingezogen noch einige Zeit, bis endlich auch sie dem Vater folgte, und in der Familiengruft still beigesetzt wurde.

Die Güter fielen an entfernte Verwandte, welche in einer großen Stadt lebten, und sich nicht um die Burg kümmerten. Ein Verwalter

wohnte lange darin, bis sie immer baufälliger und endlich zur Ruine wurde. —

Von der großen Beute der Räuber aber, deren Versteckungsort Tibaldi noch vor seinem Tode anzeigte, wurde ein Kloster unten im Thale und eine Kapelle bei dem scharfen Steine gebaut, wo ein furchtloser frommer Einsiedler seine Hütte aufschlug. Doch wollten die furchtsamen Bewohner der Gegend noch lange Zeit um Mitternacht das Stöhnen der Gemordeten gehört haben.

Die Todten-Wacht.

von

H. Ries.

Eine gewitterschwangere Nacht lag über den dichten Häusermassen Breslau's, furchtbar heulte der Orkan, und bog sebst die stärksten Bäume wie dünnes Rohr; in tiefes Dunkel war der Horizont gehüllt, und nur die hin und her kreuzenden Blitze erhellten momentan die nächtliche Finsterniß. Am äußersten Ende der Odervorstadt stand trotz des drohenden Ungewitters ein liebendes Paar in süßer Umarmung vor der Thüre einer kleinen ärmlichen Hütte. Wild flackerte, vom Sturmwind gepeitscht, das in langen Flechten herabhängende Haar um den weißen Nacken des

Mädchens, und kaum vernehmbar war in dem Aufruhr der Elemente das leise Geflüster der Besorgniß, welches ihren zarten Lippen entfloh.

„Heinrich, mein Heinrich," bat sie in sanften Schmeicheltönen den Jüngling, einen jungen Grenadier, welcher sich so eben ihren Armen entziehen wollte; „eine innere Angst treibt mich zu einer Bitte, welche Du mir gewähren mußt. Mir ist es, als hinge unsere künftige Vereinigung davon ab, und ich könnte diese Nacht keinen Augenblick Ruhe finden, schlägst Du sie mir ab."

„Und was ist's, was meine süße Margarethe von mir verlangt?" erwiederte Heinrich, „Du weißt, Alles, selbst mein Herzblut gebe ich, wenn Du es wünschest."

„Nun," flehte sie, „so ziehe heute Nacht nicht auf Deinen Posten."

„Was," rief der junge Soldat erstaunt, „wie kommst Du zu einem solchen Verlangen? Wie könnte ich mich dem Dienste entziehen, der mir nur Ehre bringt und dessen ungesäumte pünktliche Ausführung die Pflicht eines jeden recht-

schaffenen Soldaten ist! — Verlange von mir, was Du willst, nur dieses nicht."

„Aber wenn meine innere Ruhe, ja unser ganzes Glück davon abhängt?"

„Auch dann nicht!"

„Heinrich, ich bitte, ich beschwöre Dich," bat Margaretha, seine Knie umfassend, „eine innere unerklärliche Ahnung sagt mir, daß diese Nacht zerstörend in unseren Bund einwirken müsse. Bezahle Deine Wachtstunde; alles Geld, was ich mir durch meiner Hände Arbeit erspart, will ich gern dafür missen, weiß ich Dich nur heute nicht am Pulverthurm."

„Margaretha," lächelte der Jüngling, „seit wann bist Du von so thörichter Furchtsamkeit befallen? Gerade heute in diesem furchtbaren Ungewitter muß ich unerschrocken meinen Posten beziehen, um mich als wahrer Soldat von König Friedrich's Heere zu zeigen, und den preußischen Waffen keine Schande zu machen. Denn wer sich nicht scheut, den österreichischen Kanonen kühn

in die Mündung zu blicken, darf doch wahrlich vor dem heutigen Unwetter nicht zittern."

„So laß mich für Dich auf Deinen Posten ziehen. Möge mich das Unglück ereilen, nur das Haupt des Geliebten bleibe unbeschädigt."

„Ha!" lachte der Grenadier so laut, daß er selbst den Sturm einen Augenblick übertobte; „das wäre mir eine saubere Bescheerung! Wenn die Ronde käme, und der Posten vergäße aus mädchenhafter Scheu das Anrufen, oder liefe gar beim geringsten zweideutigen Geräusche davon. Denn abgelegen und unheimlich ist's am Pulverthurm, daß selbst dem ältesten Krieger schon oft die Haut geschaudert, erhält er die dritte Wacht-Nummer daselbst. Nein, Margaretha, ich bleibe meiner Pflicht getreu, und keine grillenhafte Furcht Deiner kranken Einbildungskraft soll mich derselben abwendig machen. Uebrigens ist es Zeit, daß ich Dir Lebewohl sage; denn sonst könnte meine zu lange Abwesenheit auf der Hauptwacht bemerkt und ich zur Rechenschaft und Strafe gezogen werden." — Hier drückte er einen feurigen Kuß

auf die purpurnen weichen Lippen des Mädchens, und sich fester in den Mantel wickelnd, verschwand er im Dunkel der Nacht.

„Heinrich, mein Heinrich, Du gehst in den Tod!“ kreischte Margarethe hinter ihm her, und stürzte mit gerungenen Händen in das Innere der Hütte zurück.

Unbemerkt war Heinrich auf der Hauptwacht angekommen, noch eine volle Stunde war es bis zur Ablösung und ermüdet streckte er sich auf die Pritsche, um noch ein wenig zu schlummern. Da erregte das krankhafte Gestöhn eines seiner Kameraden die volle Aufmerksamkeit des Jünglings.

„Was ist Dir Bruder?“ fragte er ihn theilnehmend.

„Ach,“ erwiederte dieser seufzend, „eine innere Unruhe quält mich schon fortwährend. Fast unerträglich wird mir die beengende Wachtstube; hinaus ins Freie möchte ich, in den Aufruhr der Natur; vielleicht, daß ich dort die Ruhe finde, die ich hier vermisse!“

„Sonderbar!“ sagte Heinrich; „ist es doch als stecke diese Nacht alle Gemüther mit peinigender Furcht an; auch mir ist nach der angstvollen Bitte meiner Margaretha nicht mehr so wohl zu Muthe, als vorher.“

Er erzählte dem Freunde den erlebten Vorfall mit der Geliebten, und als er geendet, entgegnete dieser:

„Was ist dabei lange zu bedenken; erfülle den Wunsch des guten Mädchens und laß mich für Dich hinaus an den Pulverthurm; mich läßt's hier nicht länger weilen. Gleich einer Riesenlast drücken die Wände der Wachtstube auf meine Brust und nur im Freien glaube ich Erlösung von dieser Pein zu finden.“

Unentschlossen schwieg Heinrich, er wälzte sich auf die Seite und bald fielen die Augen dem Müden durch die Gewalt des Schlafes zu.

Kaum war Heinrich eingeschlummert, so erfüllte ein Traum seine Seele mit gräßlichen Bildern. Er erblickte den Pulverthurm brennend, und sich selbst eine Leiche, mit zerrissenen Glie-

dern unter einem Haufen Steinen, während Margaratha in stummer Verzweiflung vor ihm kniete und ihn vergeblich ins Leben zu rufen suchte.

Mit Gewalt ermannte er sich aus dem Schlafe, und ein sonderbares, peinigendes Gefühl ergriff die Seele des Muthigen.

Nicht unlieb war es ihm daher, daß der Kamerad nochmals in ihn drang, ihm den Posten zu überlassen, und nach einigen Zögern bewilligte er ihm dasjenige, um was ihn Margaretha vergeblich gebeten hatte.

Die Stunde der Ablösung schlug und hinaus trat die Wache ins Gewehr; der Freund Heinrich's drückte ihm die Hand und marschirte für ihn ab.

Eine halbe Stunde nachher wurde hastig die Thüre der Hauptwacht aufgerissen und bleich stürzte Margaretha herein; mit den stieren Augen den geliebten Heinrich suchend. Als sie ihn noch anwesend gewahrte, umfaßte sie ihn krampfhaft unter heftigen Schluchzen, als fürchtete sie, eine Macht werde ihr den Theuern entreißen.

„Gott sei ewig Dank," lispelte sie betend, „daß Du meinem Rathe gefolgt bist. Eine finstere Gewalt trieb mich aus dem Gemache hierher, um durchaus noch eine Aenderung Deines harten Sinnes zu erflehen."

„Gieb Dich zufrieden," entgegnete er; „dem freien Willen meines Kameraden verdanke ich es, daß ich den Posten nicht übernehmen durfte. Doch erfährt der Commandant davon, so falle ich immer noch in Strafe."

Heftig aufgeregt verbarg Margaretha das Lockenköpfchen an den Busen des Jünglings, auf welchen die übrigen Soldaten neidisch schauten; da erhellte ein furchtbarer Blitz des draußen tobenden Gewitters die Wachtstube und eine Explosion, als sollte Himmel und Erde untergehen, folgte dem feurigen Strahle.

„Gott sei uns Sündern gnädig!" rief von seinem Sitze aufspringend, der wachhabende Korporal, und zitternd wiederholten die bestürzten Soldaten seinen Ausspruch.

„Der Pulverthurm — Feuer!“ schrie plötzlich die Schildwache vor dem Gewehre.

„Gott, meine Ahnung!“ sprach Margaretha, den Geliebten fest an sich pressend.

Da erschollen laut durch die finstere, schweigsame Nacht, die unglückverkündenden, klagenden Töne der Sturmglocke und das tosende Gelärme der zur Hülfe Eilenden übertönte bald das Toben der Natur.

Schnell sandte der Unteroffizier einige Leute zur nähern Erkundigung aus und als diese zurückkamen, berichteten sie: der Blitz habe den Pulverthurm gezündet; dieser sei aufgeflogen und habe nebst Anrichtung unsäglichen Schadens auch die arme Schildwache getödtet.

„Unglücklicher Kammerad!“ sprach Heinrich halblaut.

„Wie gut ist es, daß Du bei mir bist;“ stammelte Margaretha. —

In diesem Augenblicke trat der Commandant, von seiner Suite begleitet, in die Wacht-

stube und fragte nach dem Namen des Mannes, der um diese Zeit den Posten am Pulverthurme gehabt.

„Heinrich Purrmann!" rappotirte der verlegene Korporal mit den Augen Heinrich winkend.

„Aber," rief der Commandant erzürnt, „man hat ja den Grenadier Konrad Tesler auf dem Posten getödtet gefunden, wie geht dies zu?"

Der Korporal schwieg. Heinrich aber trat rasch an den aufgebrachten Offizier heran und nahm eine militärische Stellung an.

„Herr Commandant," begann er, „entschuldigen Sie meine Nachläßigkeit oder bestrafen Sie dieselbe. Ich bin auf Alles gefaßt, nur lassen Sie es den Unteroffizier nicht entgelten. Ohne dessen Vorwissen habe ich mit dem armen Konrad Tesler die Wacht-Nummer getauscht, und so bin ich dem Tode entronnen, während Jener für mich denselben erlitt."

„Weißt Du die Strafe, welche auf willkührliche Aenderung der Befehle Vorgesetzter festgesetzt ist?"

„Ja, Herr Commandant!“

„Nun so bereite Dich zum Gassenlaufen auf Tod und Leben vor!“ — Erbleichend vernahm Margaretha die strenge Sprache des Commandanten und als er geendet, warf sie sich ihm weinend zu Füßen, den ganzen Vorgang erzählend, und daß allein durch ihre Schuld der Geliebte seiner Pflicht untreu geworden.

Lange betrachtete der Finstere das zu seinen Füßen in Thränen aufgelöst'te Mädchen, und endlich durch die siegende Schönheit derselben erweicht, sprach er zu Heinrich gewendet:

„Du kannst Gott für die so wunderbare Erhaltung Deines Lebens danken, mein Sohn! Es geziemt nicht, daß ich härter als der Allmächtige bin; ich verzeihe Dir Deine Dienstnachläßigkeit für jetzt; doch, daß sie nicht noch einmal vorkomme, werde ich zur Buße Dir morgen eine kleine Probe Deiner Herzhaftigkeit auflegen. Hiermit Gott befohlen!“

Klirrenden Schrittes entfernte sich der Commandant, von den tausendfachen Danksagungen Margaretha's begleitet.

Am folgenden Morgen, nachdem die Wacht abgelös't worden war, stand Heinrich vor dem Commandanten, seines ferneren Ausspruches harrend.

„Mein Sohn," begann er, „ich habe Dir eine Probe Deines Muthes zugedacht, bestehst Du sie, so ist der gestrige Vorfall vergessen, und eine Belohnung bleibt auch nicht aus. Du kommst zur Parole und wirst daselbst das Nähere erfahren."

Die Parole wurde ausgegeben, und als nach deren Beendigung der Platzmajor die Namen der auf Wacht für den folgenden Tag kommandirten Mannschaften vorlas, hieß es:

„Heinrich Purrman auf die Wacht in das Beinhaus am Walle, wo die Körper der beim Auffliegen des Pulverthurmes Verunglückten aufbewahrt sind."

Kopfschüttelnd hörten die zunächst Stehenden diesen Dienstbefehl, und Keiner dachte daran,

mit Heinrich zu tauschen, denn von jeher war das Beinhaus als ein Tummelplatz böser Geister verrufen, und Jeder scheute sich, des Nachts demselben sogar auf einem großen Umwege zu nahen. Schon seit dem Hussitenkriege wurden hier die Gebeine erschlagener Soldaten und der Selbstmörder aufbewahrt, und von mannigfachen Erscheinungen, besonders in der letzten Zeit, erzählte das tausendfache Gerücht.

Froh so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, da er eine strengere Strafe immer noch gefürchtet hatte, eilte Heinrich zu seiner Margaretha, um in ihren Armen zu seinem Vorhaben sich zu stärken.

„Heinrich,“ sprach diese, als sie die Bestimmung des Commandanten von ihm erfuhr; „ich begleite Dich mit hinaus an den Wall. Gar sehr oft hat mir der selige Vater von den gräulichen Schreckgebilden erzählt, welche dort auch den Muthigsten Furcht einjagen, und ich könnte keine ruhige Sekunde genießen, wüßte ich Dich allein an jenem schauerlichen Orte.“

„Was willst Du bei mir?" fragte er erstaunt.

„Was anders, als durch die siegende Macht des Gebetes die Anfechtungen des Bösen vereiteln. Auch einen warmen stärkenden Labetrunk will ich Dir bereiten, damit nicht die Anstrengung der Nacht zerstörend auf Deinen Körper wirke."

„Gute, treue Seele," rief Heinrich, das Mädchen ungestüm umschlingend, „lohne Dir Gott Deine aufopfernde Liebe, ich kann es nicht!"

„Nicht, mein Heinrich, wirklich nicht?" flötete in unbeschreiblich süßen Tönen das reizende Mädchen, und ein langer Blick ihrer liebestrahlenden Augen ruhte fragend auf dem Geliebten. — Dieser verstand sie, und sie innig an sich drückend, raubte er dem holden Munde unzählige Küsse. Hastig enteilte er, um sich bei der Commandantur die Schlüssel zum Beinhause zu holen.

Um 10 Uhr Abends stand er vor dem Häuschen Margaretha's, in den dichten weiten Wachtmantel gehüllt, die Hüfte mit dem gewaltigen Degen umgürtet, in der Rechten die Muskete.

Bald darauf erschien Margaretha, einen warmen Mantel um die schlanken Glieder, in der Hand eine lichtverbreitende Laterne.

„Bist Du da?“ sprach sie leisen Tones, „nun so laß uns gehen. Schon über eine gute Stunde schläft die Mutter, und dürfte wohl schwerlich vor Tagesanbruch erwachen.“

Langsamen Schrittes gingen sie nun über den vom Monde hell beschienenen Wall, fröstelnd hüllte sich Margaretha in die faltenreiche Bedekkung, und bei dem kleinsten Geräusche schmiegte sie sich ängstlich an Heinrich an.

„Sieh, Mädchen, wie furchtsam Du bist!“ sagte dieser lächelnd, „und willst dennoch eine ganze Nacht in der schauerlichsten Umgebung zubringen?“

„Die Liebe macht muthig,“ entgegnete sie festen Tones. — „Du sollst Dich nicht über mich zu beklagen haben.“

So waren sie an den Ort der Bestimmung gelangt; weiß leuchtete das Häuschen aus der dunkleren Umgebung hervor, und hell fiel das

Licht des Mondes auf die alterthümlichen kleinen Fensterscheiben. Abgelegen von aller menschlichen Hülfe, am äußersten Ende der Festungswerke, war dieser Ort ganz dazu geeignet, für einen Tummelplatz der bösen Geister verschrieen zu werden, und noch mehr als von diesen, sprach man von den Thaten einer verwegenen Diebesbande, welche dort auch zuweilen ihr Wesen trieb, und der man, trotz aller angestrengten Mühe, bis jetzt noch nicht hatte auf die Spur kommen können.

Heinrich öffnete rasch die Thüre, und trat mit Margaretha in das von dumpfigem Modergeruch erfüllte Gemach; sie setzten die Laterne auf den alten, wurmzerfressenen Tisch, und schauten sich in ihrem jetzigen Aufenthalte um. — Rings an den Wänden standen oder lagen ganze Gerippe, Knochen und Schädel einer längst verschwundenen Vorzeit, von denen seltsam kontrastirend die noch frischen, blutig zerrissenen Körper der gestern Verunglückten abstachen. Schaurig pfiff der Wind durch die vielen Löcher des halbverfallenen Beinhauses, und grausenhaft tönte die

Melodie des Todtenkäuzlein im seltsamen Einklange von der Brustwehr des Walles herüber.

Vom Froste geschüttelt, nahm Margaretha auf den Ueberresten eines ehemaligen Schemmels Platz, während Heinrich, da weiter nichts ähnliches vorhanden war, einen Schädelhaufen zu seinem Sitze erkohr.

So saßen sie eine Zeit lang einander schweigend gegenüber, da erinnerte sich Margaretha, sie habe das für Heinrich zubereitete Warmbier vergessen; sogleich stand sie auf, um es ungesäumt herbeizuholen.

„Was fällt Dir ein, Mädchen?" rief Heinrich erschrocken, „in der einsamen Nacht willst Du den Weg allein zurücklegen, denn das ich Dich nicht begleiten kann, wird Dir die Vernunft und Pflicht erklären."

„Die Liebe macht stark!" entgegnete sie muthig, „Gott und die heilige Jungfrau werden mich beschützen. Hätte ich denn in der freien Natur mehr zu befürchten, als hier in diesem engen, von gräßlichen Todesgestalten angefüllten Gemache."

„Nicht Geister, sondern Menschenhände könnten Dir schaden," sprach Heinrich.

„Für diesen Fall bin ich geschützt!" rief das kühne Mädchen, ein langes Messer aus dem Busen ziehend, und ehe Heinrich es verhindern konnte, hätte sie sich schon schnellen Schrittes entfernt.

Eine kurze Zeit kaum war Margaretha fort, als ein seltsames Rascheln Heinrichs Aufmerksamkeit erregte; kaltblütig blickte er sich um, da war es, als wenn dunkle Gestalten draußen vor dem Fenster vorbeihuschten.

Heinrich war von Jugend an für den Soldatenstand erzogen worden; er kannte keine Geisterfurcht, nur die Tücke boshafter Menschen befürchtete er. Daher zog er, um solchen zu begegnen, eine scharfe Patrone hervor und lud sein Gewehr damit. So vorbereitet, erwartete er unbesorgt jeden menschlichen Anfall.

Auf einmal war es, als rührten sich die Todtengerippe hinter ihm, und als er sich langsam nach ihnen umblickte, knarrte die Thüre in

den Angeln, und ein leiser, schlürfender Tritt lenkte Heinrichs Blicke dahin.

Eine lange, hagere Todtengestalt in der Tracht der Krieger aus dem dreißigjährigen Kriege schritt herein, in der Hand einen leuchtenden Todtenschädel.

Starr heftete sie den erloschenen Blick der gebrochenen Augen wie befremdet auf Heinrich, und den knöchernen Arm gegen ihn ausstreckend, sprach sie im dumpfen hohlen Geistertone: „Willkommen, Kammerad! gut, daß Du da bist; hab' schon seit hundert Jahren nicht gewürfelt. Glaub's ganz verlernt zu haben, wollen doch einmal sehen."

Hiermit langte der Gräßliche aus dem Busen ein Paar Würfel, warf den brennenden Schädel bei Seite, und schickte sich an, das Spiel zu beginnen.

„Aber der Preis?" fragte der unerschrockene Heinrich, leise den Hahn seines Gewehres spannend.

„Deine Seele," rief das Gespenst, „wenn Du verlierst! gewinnst Du, so ist dieser Sack Geldes Dein." — Bei diesen Worten langte er

aus einer Mauervertiefung einen schweren gewichtigen Beutel hervor, welcher vom reinsten Golde strotzte.

Heftig erbebte Heinrich bei den Worten des Unheimlichen, doch als er das Geld erblickte, ermannte er sich, ihm fielen die Sagen von dem Treiben der Diebesbande ein, und fest war er überzeugt, der vor ihm Stehende sei ein Mitglied derselben.

Das Gespenst schüttelte die Würfel in der hohlen Leichenhand, es warf, und „Zwölf Augen!" ertönnte sein dumpfer Ausspruch, „wirfst Du auch so viel, so fangen wir von Neuem an." —

Heinrich ergriff die Würfel; sie rollten dahin, und nur neun Augen konnte er zählen.

Gräßlich erschallte das Gelächter der Gestalt, und indem sie ein blankes Messer aus der Kleidung zog, sprach sie höhnisch:

„Hab' Dir abgewonnen die Seele, Bürschchen, gieb das Leben!" — Und rasch griff sie nach Heinrich; dieser sprang auf die Seite und hob das Gewehr; da klirrten hinter ihm die Fen-

sterscheiben; zwei dunkle Gestalten drangen in das Gemach und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, ward er von Hinten ergriffen und zu Boden geworfen.

Die ersterwähnte Gestalt kniete ihm auf der Brust, und das Messer zum Todesstoße hebend, sprach sie: „Dauerst mich junges Blut, hast viel Muth und Geist. Wirf die Soldatenjacke von Dir, folge uns, und reichlicher Gewinn wird Dich immer erfreuen. Unter dieser Bedingung sei Dir das Leben geschenkt!"

„Glaubt nicht, Schurken," rief Heinrich, „daß ich aus feiger Furcht vor dem Tode Einer Eures Gelichters werden könnte. Ich verachte Euch, und wünsche, daß baldigst die verdiente Strafe herannahen möge."

„Ha," lachte der Unhold; „pfeift das Vöglein so, dann ist's besser, man schneidet ihm zum Lohne für so schlechten Gesang das Gürglein ab."

Rasch wollte er zustoßen, da krachte plötzlich ein Schuß durch das Gemach, und mit zerschmettertem Haupte sank der Mordbegierige zusammen.

Margaretha war nämlich ungehört mit dem geholten Imbis eingetreten! entsetzt gewahrte sie die furchtbare Scene. Doch plötzlich gab die Liebe zu dem in Todesgefahr schwebenden Jünglinge ihrem Geiste Besonnenheit, ihrem Körper Riesengewalt. Schnell hob sie das Heinrich entfallene Gewehr auf, und drückte es mit glücklichem Erfolge auf seinen blutgierigen Gegner ab. Kaum war das geschehen, so schlug sie auch schon den zweiten mit der Kolbe so gewaltig auf den Kopf, daß er taumelnd zu Boden sank. Schnell sprang der nun befreite Heinrich auf, und ehe der dritte Kerl noch entfliehen konnte, hatte er ihn ebenfalls erfaßt und darnieder gerungen. Margaretha brachte eiligst Stricke herzu, mit denen sie die Besiegten banden, und so unschädlich machten. Nun stürzten sie einander in die Arme, im Hochgenuße des geretteten Lebens sich fest umarmend.

Heinrich lud sein Gewehr von Neuem, um jedem ferneren Angriffe widerstehen zu können. Als der Morgen hereinbrach und es in der Stadt lebendig wurde, sandte er Margaretha auf die

Hauptwacht, um das Geschehene zu melden. Bald kam diese zurück, gefolgt von dem wachhabenden Korporal und einer Schaar Soldaten, welche Heinrich ablösen, und, nachdem sie vorher die Gegend noch genau untersucht hatten, die Gefangenen nebst dem vorgefundenen Golde vor den Commandanten brachten.

Erstaunt vernahm dieser aus Heinrichs Munde die Erzählung der vergangenen Nacht, und überrascht sprach er zu Margaretha:

„Wer gab Dir die Kraft, heldenmüthiges Mädchen, Deinen Auserkorenen auf solche Art vom Tode zu retten?"

„Die Liebe!" — erwiederte Margaretha, erröthend das liebliche Antlitz an der Brust Heinrichs verbergend.

„Nun, so will ich auch Deine Liebe krönen!" sagte gerührt der greise Commandant; „dieses Gold," — er reichte ihr den in dem Beinhause vorgefundenen Beutel dar; „sei Deine Aussteuer. Noch heute soll Euch das Band der Ehe vereinen."

Es geschah, wie der Commandant gesagt, und als König Friedrich den Vorfall erfuhr, machte er Heinrich zum Korporal, sich gleichzeitig die Pathenstelle bei dem Erstgebornen bedingend.

Durch die gefangenen Missethäter wurde die ganze Bande der Spitzbuben verrathen. Diese nun waren es, welche den Aberglauben des Volkes benutzend, unter fürchterlichen Verkleidungen das Beinhaus zum Schauplatze ihrer Zusammenkünfte erkoren, und so Veranlassung zum Gerüchte von Gespenstererscheinungen gegeben hatten. Unsägliche Schätze fand man bei ihnen, und noch lange nachher dankte es die Stadt den beiden Vermählten, von so unsaubern Gästen durch sie befreit zu sein. —

Die Schleichhändler.

Wahre Begebenheit.

William Brockwell war zu seiner Zeit der schönste und rüstigste Jüngling in St. Alphage, einem Dorfe der Grafschaft Kent. Frühzeitig hatte er seinen Vater auf dem Meere verloren, und seitdem war er der einzige Trost einer liebevollen redlichen Mutter. William's Vater hatte seiner Frau ein hübsches Vermögen hinterlassen, und es war natürlich, daß es ihr nicht an Werbern um ihre Hand fehlte; aber sie hatte alle ihre Liebe auf ihr einziges Kind übertragen, und sie blieb Wittwe bis an ihr Ende.

Schon in seinem dreizehnten Jahre war William in den kaufmännischen Seedienst getreten, und hatte sich so gut darin benommen, daß, als er kaum 24 Jahre zählte, ihm die Handelsgesellschaft, welcher er diente, den Befehl über ein Schiff übertragen hatte, welches eben jetzt zur Fahrt ausgerüstet wurde, und inzwischen war er auf unbestimmten Urlaub nach Hause gekommen. Wie glücklich war doch die Mutter, die ihren Liebling in fünf Jahren nicht gesehen hatte, als er Samstag Abends plötzlich zu ihr in die Stube trat, und wie stolz ging sie am folgenden Sonntag Morgen, auf seinen kräftigen Arm gelehnt, in die Kirche. —

Damals lebte auch im Kirchsprengel eine Familie, Namens Petley, von welcher Niemand etwas Gutes hielt. Der Vater, ein Wittwer, war ein Gärtner, trieb aber sein Geschäft so fahrläßig, daß Jedermann wohl einsah, daß er davon nicht leben könnte. Er hatte drei Söhne, von denen der älteste ungefähr 30, und eine Tochter, Namens Harriet, welche gegen 19 Jahre alt

war. Die Jünglinge hatten ein Boot und trieben zum Scheine das Fischerhandwerk; aber die ganze Gegend wußte ihr wahres Gewerbe — sie waren kühne, unternehmende, gewissenlose Schleichhändler, welche auf ihren Wagefahrten immer Waffen bei sich führten, und die eben so bereit waren das eigene Leben, wie das Leben Anderer aufs Spiel zu setzen. Dabei waren sie in ihrer Lebensart von Jugend auf verschwenderisch, stolz, frech in ihrem Benehmen, und, was mehr als Alles, sie besaßen nicht einen Funken von Ehre und hatten mehr als einmal Andere, die mit ihnen im Schleichhandel verwickelt gewesen waren, an die Obrigkeit verrathen; der Hauptgrund, warum sie ein Jeder scheute und verachtete und sich von ihrem Umgange hielt.

Harriet, die Schwester dieser verworfenen Menschen, war eine vollkommene Schönheit, aber, obgleich unentweiht, ein böses Mädchen. Von Jugend auf gewöhnt, jeden Blick und jede Handlung nach dem Vortheil zu ermessen, der damit zu erlangen wäre, war sie herzlos und falsch.

Fast alle Burschen im Dorfe hatten ein oder das andere Mal ihre Liebe gesucht, aber sie hatten sie auch alle wieder aufgegeben, wenn sie fanden, daß sie sich ihrer Gewalt über sie nur zu bedienen suchte, um sie in einen verderblichen Bund mit ihren Brüdern zu ziehen.

Der junge Brockwell war zu lange entfernt gewesen, um etwas von dem üblen Ruf zu wissen, den diese Familie sich seit seiner Abreise erworben; er war mit den jungen Leuten in die Schule gegangen, kein Wunder also, daß er die freundlichen Begrüßungen der alten Spielgefährten eben so freundlich erwiederte, und ohne Bedenken ihrer Einladung, sie in ihrem Hause zu besuchen, Folge leistete.

Harriet sehen, und fest in ihr Netz verstrickt sein, war bei dem jungen Manne eins; er konnte nicht mehr von ihr lassen und war von nun an ein beständiger Gast bei den Petleys. Die Mutter, welche nur zubald die unglückliche Leidenschaft ihres Sohnes bemerkte, that ihr Mögliches, um ihn davon zu heilen, sie sagte ihm bei

jeder Gelegenheit alles Böse, was sie von dem Mädchen wußte; aber je mehr sie sprach, desto heftiger wurde die Liebe des Jünglings zu der Dirne, so daß am Ende die arme Mutter herzlich zu wünschen anfing, daß der Befehl doch bald kommen möchte, der ihr den geliebten Sohn wieder entreißen sollte; denn sie fühlte es tief in ihrem Herzen, daß der Umgang mit dieser bösen Familie ihn unglücklich machen würde.

Bald zeigten sich auch die Folgen, die sie mit Recht befürchtet hatte. Ganze Tage lang lag der junge Mensch nun in Petleys Haus, die schlechtesten Menschen an der Küste waren seine Gefährten, und wenn er oft spät nach Mitternacht zur harrenden Mutter zurückkehrte, so war es in einem Zustande völliger Trunkenheit. Sein Geld nahm ab; Karten waren seine Lieblingsunterhaltung. Des Sonntags hatte er immer eine Entschuldigung, warum er die Mutter nicht in die Kirche begleiten wollte — kurz Brockwell war ein anderer Mensch geworden, sein Gang, seine Kleidung, seine Gesichtszüge waren

die eines wilden, zügellosen Menschen; der armen Mutter brach das Herz, und vergebens wendete ihr alter Freund und Verwandter, der Pfarrer von St. Alphage, alle Trostgründe an.

Inzwischen waren tausenderlei Gerüchte über ihn im Umlauf. Es hieß, der Befehl, der ihn zu seinem Schiffe rief, wäre angekommen, er hätte denselben aber ausgeschlagen, und dagegen ein Fahrzeug, welches seiner Mutter gehörte, Niemand wußte, zu welchem Zweck, ausgerüstet; man wußte, daß er oft Tag und Nacht abwesend war, und Manche wollten ihn in tiefer Nacht am Strande gesehen haben — kurz, es zweifelte Niemand mehr, daß er sich in ein Netz verwickelt, aus dem er sich nicht mehr herauswinden würde. Zwar würde man ihm an der Küste von Kent den Schleichhandel selbst nicht übel genommen haben, denn manche der einflußreichsten Familien der dortigen Gegend haben dem sogenannten freien Handel ihren Wohlstand zu verdanken, und ein gewöhnlicher Schleichhändler gilt dort so viel, als ein anderer Mann, aber es war die Verbindung,

in die er sich eingelassen, welche die Leute mißbilligten, denn Niemand zweifelte, daß seine schlimmen Gefährten ihn verrathen würden, sobald sie es nur der Mühe werth hielten.

Die Mütter, welche von Allem diesen unterrichtet war, machte ihm einige Vorstellungen, die aber den jungen Menschen so sehr erbitterten, daß er sie fast gänzlich verließ, und um sein Gewissen zu betäuben, zu der Sirene flog, die ihn umstrickt hielt. Dies trieb die arme Frau zur Verzweiflung; sie beschloß selbst Angeberin zu werden. Anfangs wollte sie eine Gelegenheit ablauern, wo die Petleys ohne ihren Sohn in einem Schleichhandel begriffen sein würden; aber da ihr Sohn Tag und Nacht bei ihnen blieb, so schloß sie ihn, in der Hoffnung, größeres Unglück zu verhüten, in ihrer Angabe mit ein, und da sie erfuhr, daß ihr Sohn nebst den Petleys eines Nachts mit ihrem eigenen Schiffe eine Menge verbotener Waaren aus Land bringen sollte, meldete sie solches in einem unterschriftslosen Briefe

an die Zollbeamten, die auch sogleich von der Nachricht Gebrauch machten. —

Es war im Monat August. Der Pfarrer von St. Alphage war früh zu Bette gegangen, konnte aber nicht schlafen. Lange warf er sich hin und her, endlich stand er auf und trat ans Fenster. Es war eine schöne mondhelle Nacht; er hörte das Schlagen der Weereswellen an das nahe Ufer, welches ein Hügel verdeckte, aber sonst war Alles stille wie das Grab. Auf einmal vernahm er in dem nahen Hohlwege den Tritt zweier Männer und bald darauf ein leises Gespräch; er horchte. „Um ein Uhr sollen sie hier sein; es ist wohl nicht mehr weit davon?" sprach eine Stimme. „Nein," erwiederte die andere; „Sollten sie wohl Waffen bei sich tragen?" — „Weiß nicht." — „Nun, ich hab mein Schießgewehr bei mir, und hohl' mich der Henker, wenn ich es nicht gebrauche. — Beim Teufel, da sind sie! nun drauf!" In diesem Augenblicke hörte er ein anderes Geräusch vom Hügel her. Er sah in die Höhe, und drei Männer unter schweren Lasten

gekrümmt, standen zwischen ihm und dem Monde. Sie hielten stille, schienen sich umzusehen, warfen ihre Lasten zu Boden und setzten sich dabei nieder. Nach ungefähr fünf Minuten hoben sie ihre Lasten wieder auf und gingen weiter. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als zwei andere Männer hinter einem Erdwall hervorsprangen und auf sie zueilten. Sogleich warfen die Drei ihre Säcke weg, und rannten in verschiedenen Richtungen davon, während die Andern ihre Beute zusammenrafften. Er wußte nun was vorgegangen. Die Drei waren Schleichhändler, und die Zwei Zollbedienten, und da es eine Sache war, mit der er nichts zu thun zu haben wünschte, so machte er leise das Fenster zu und begab sich wieder zu Bette.

Eben hatte er die Augen zum ersten Schlummer geschlossen, als ihn ein Schuß weckte. Ein lauter Schrei und dann ein Schmerzensruf folgten. Er sprang auf und eilte ans Fenster. Auf der Stelle, wo die Schleichhändler überfallen worden waren, erblickte er jetzt drei Personen, von

denen einer am Boden lag und die zwei andern bei ihm standen, während ein Vierter vom Hügel herab auf sie zueilte. Als dieser zu ihnen gekommen war, erhob sich ein heftiger Wortwechsel unter ihnen, von dem er aber nichts unterscheiden konnte, und endlich packten sie den auf dem Boden Liegenden an und warfen ihn über den Erdwall. — Nun wußte er auf einmal, was geschehen — einer der Zollbedienten war ermordet worden, und dieß waren seine Mörder. Ein kalter Schauder überlief ihn, und er zog den Kopf herein, um sich zu erholen, und als er wieder hinausblickte, waren alle fort.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er die Nacht zubrachte; sein Kopf war verwirrt, er sah schreckliche Gesichter, aber mitten unter allen verfolgte ihn eine Ahnung, daß der junge Brockwell mit in diesen bösen Handel verwickelt wäre.

Sobald es zu tagen anfing, eilte er hinaus an die Unglücksstelle. Das zertretene Gras und die Blutflecken umher, zeigten nur zu klar, daß

er nicht geträumt, wie er sich oft zu seiner eigenen Beruhigung hatte überreden wollen. Jenseits des tiefen Hohlweges standen die Trümmer eines alten Hauses. Er konnte deutlich sehen, daß man nicht lange vorher unter denselben gestört hatte. Er stieg also hinab, die blutige Spur zum Leitfaden nehmend, und entdeckte bald unter einem Haufen frisch zusammengetragener Steine den Leichnam eines Mannes. Der Hals war ihm durchgeschnitten und neben ihm lag ein Matrosenmesser. Es war gleichfalls mit Blut bedeckt, und auf dem Griff waren die Buchstaben W. B. eingegraben. „O Gott!" rief er laut, „so ist William Brockwell der Mörder."

Kaum hatte er diese Worte geendet, als er sich von einem Haufen Menschen umgeben fand, unter ihnen ein Friedensrichter. Diesem theilte er Alles mit, was er gehört, und gesehen, so wie seinen Verdacht, wer der Mörder gewesen. Sogleich wurden Polizeidiener abgeschickt, die Personen zu verhaften, während der Beamte ihn ins

Pfarrhaus begleitete und man den Leichnam in die Kirchenvorsteherstube trug. —

Es vergingen an zwei Stunden, ehe man die Gefangenen herbeibrachte, nämlich die Brüder Petley und Brockwell. Der Unterschied zwischen diesem und jenen war auffallend. Mit Ausnahme einer kleinen Röthe, welche dann und wann beim Verhör ihr Gesicht überzog, waren sie so gelassen und ruhig, als nur die Unschuld oder das abgehärtete Verbrechen es sein konnte. In Brockwell's Gesicht herrschte der tiefste Jammer. Sein Gesicht war todtenblaß, sein Auge roth und wild, und war entweder fest an den Boden gewurzelt oder wanderte in anscheinender Gedankenlosigkeit im Zimmer umher. Die Verschiedenheit in ihrer Kleidung war auffallend. Die Brüder waren im Bette verhaftet worden. Sie waren ruhig aufgestanden und hatten sich rein angezogen; Brockwell hatte man am Ufer gefunden. Seine Kleider, so wie seine Hände waren mit Blut bedeckt; und als er jetzt vor uns

stand, glaubte ein Jeder den Mörder in ihm zu erkennen.

Das Verhör ging nun vor sich. Aus diesem erhellte, daß, da die Accisbedienten die Päcke zu schwer gefunden, einer derselben nach Folkestone gegangen, um Gehülfen zu holen, während der andere dabei zurückblieb. Nach einer Stunde kam er wieder, fand aber weder die Waaren noch seinen Gefährten. An der Stelle fand man eine Pistole, welche kurz vorher abgebrannt worden zu sein schien, die er aber nicht als seinem Kameraden gehörig erkannte, und endlich fand man, wie oben gemeldet, die Leiche selbst. Das Messer erkannten mehrere Zeugen für Brockwell's. Man hatte die vier Gefangenen am Abend vorher nach der französischen Küste zu abfahren sehen, in der Nacht Waaren einzuschwärzen, und Niemand konnte sagen, wann sie wieder gekommen. Man zeigte auch den Brief vor, durch welchen die Accisbeamten geleitet worden waren. Er war folgenden Inhalts:

„Jemand, welcher einen verführten Jüngling vom Verderben zu retten wünscht, benachrichtigt die Herren Commissarien, daß ungefähr um Mitternacht am 15. dieses, ein mit Spitzen und Seidenzeugen beladenes Boot unterhalb Folkestone landen wird. Man vermuthet, daß es mit vier Personen bemannt sei, und die Waaren über den Hügel nach Johann Petley's Haus werden gebracht werden."

Die Beweise gegen die Gefangenen schienen klar. Die Petley's aber behaupteten steif und fest ihre Unschuld, während Brockwell, als man ihm dem Gebrauche nach um seine Vertheidigung befragte, stumm und bewegungslos da stand, als wüßte er gar nicht, was um ihn her vorging.

Eben hatte der Friedensrichter ihren weiteren Verhaftungsbefehl unterzeichnet, als Brockwell's Mutter ins Zimmer stürzte: „O was hab' ich gethan?" schrie sie mit gellendem Tone, welcher durch alle Herzen drang; „Warum stehst Du hier, mein Sohn, und was ist das für Blut auf Deinem Gesichte! — Er ist un-

schuldig, mein Herr, fuhr sie fort, er war immer so mild gegen mich, bis — aber nein, ich mag nicht davon reden. Es ist nun vorbei damit, die Verbindung ist zu Ende, und er wird mit mir gehen, William? nicht wahr, mein Sohn, Du kömmst!" Brockwell seufzte tief: „Ich kann nicht mit Euch gehen, Mutter, jammerte er, ich muß fort ins Gefängniß und dann zum Tode."

„In's Gefängniß und in den Tod, sagst Du? nein, nein, unmöglich, das kann nicht sein. Darum that ich's ja nicht, Dich gab ich ja nicht an; diese waren's, diese gottlosen, blutgierigen Ungeheuer, die Dich verrathen haben. O möge einer Mutter Fluch sie verzehren!"

„Stille, stille, Mutter, fluchet Niemanden, oder wenn Ihr ja fluchen wollt, so fluchet mir. — Nun ich bin bereit," setzte er, gegen die Polizeidiener gewandt, hinzu.

Als man ihm die Handschellen anlegen wollte, bemerkte man zum ersten Mal, daß er einen tiefen Schnitt in der rechten Hand hatte, welcher

noch blutete. „Wo habt Ihr diese Wunde her?“ fragte der Pfarrer ihn, in der Hoffnung, daß seine Antwort seiner Sache eine bessere Wendung geben würde; aber er blieb stumm, und hielt mit einer verzweifelnden Entschlossenheit seine Hände den Fesseln dar. Es würde ein vergeblicher Versuch sein, den namenlosen Jammer der unglücklichen Mutter beschreiben zu wollen. Sie beschwor seine Unschuld aufs Theuerste, erklärte sich für seine Mörderin, flehte bald zu dem Beamten, bald zu den Umstehenden, ihren Sohn retten zu helfen, und man mußte sie mit sanfter Gewalt von der Thüre hinwegziehen, um den jungen Menschen abführen zu können. Der Zug mit den Gefangenen ging fort, und die unglückliche Frau von ihren Schmerzen erschöpft, sank in eine tiefe Ohnmacht, die sie eine Zeit lang dem Gefühle ihres Elendes entzog.

Die Gefangenen wurden nach Maidstone abgeführt, wo ihnen nach einer kurzen Frist der Prozeß gemacht wurde. Der große Antheil, den der Pfarrer an dem Schicksale der Mutter und

des Sohnes nahm, erlaubte ihm nicht, den Ausgang desselben in unthätigem Bedauern abzuwarten. Da er ohnehin als Zeuge zu erscheinen hatte, so begab er sich einige Tage früher dahin, und suchte Brockwell zu bereden, durch eine aufrichtige Erklärung gegen seine nichtswürdigen Gefährten sich selbst von einem schmähligen Tode und seine Mutter von der Verzweiflung zu retten; denn da kein Zeuge bei dem Morde zugegen gewesen, so war es durchaus nothwendig, daß einer von den wahrscheinlichen Thätern selbst als Zeuge gegen die Uebrigen auftrete, wenn ein Urtheil gegen sie verlangt werden sollte. Auch war der Pfarrer um so dringender, weil er aus manchen Umständen voraussehen konnte, daß einer der Petley's dieses Amt übernehmen und ihn aufopfern werde. Aber alle seine Vorstellungen deswegen blieben bei dem jungen Manne fruchtlos, denn Harriet hatte ihm vorgearbeitet, und ihm durch falsche Versprechungen im Namen ihrer Brüder das Versprechen abgelockt, um keinen Preis zum Verräther seiner Gefährten zu werden.

Endlich kam der Gerichtstag heran, vom frühesten Morgen schon war der Gerichtshof gedrängt voller Menschen, und auch der Pfarer begab sich, der Vorladung gemäß, dahin, und nahm seinen Sitz auf der Advokatenbank. Er sah sich um, und erblickte der Wittwe Sohn zwischen zweien seiner gleichfalls gefesselten Gefährten; und nicht weit davon, aber ohne Fesseln, den Dritten, bereit, als Zeuge hervorzutreten.

Jetzt befahl der Gerichtsdiener Stille, und in einem Augenblicke hörte alles Geflüster auf, und man hätte eine Nadel fallen hören können, während die Anklageackte vorgelesen wurde. Sie beschuldigte Zacharias und Eduard Petley und Wilhelm Brockwell des Mordes eines Mauthdieners und eines Versuches, verbotene Waaren einzuführen. Auf Anfrage erklärten sich die Petley's für ganz unschuldig, aber Brockwell rief mit fester Stimme: „Unschuldig hinsichtlich der ersten Anklage aber schuldig hinsichtlich der Zweiten!" —

„Nicht schuldig, nicht schuldig des Mordes!" kreischte eine Stimme von der Gallerie herab,

„hören Sie das, Herr Richter! mein Sohn ist unschuldig! O laßt ihn gehen!“ Der Ton, in welchem diese Worte erschollen, schien alle Gegenwärtigen versteinert zu haben. Die unglückliche Mutter stand mit gefalteten Händen und erhobenen Armen da und starrte nach ihrem Sohne hin. Ihr Anzug war ganz in Unordnung, ihre Haube verschoben, ihr halbgraues Haar wild auf die Schultern herabhängend und ihr großes dunkles Auge unbeweglich.

Inzwischen hatte sich der Richter von seinem Erstaunen erholt. „Mein gutes Weib,“ sprach er, „Ihr müßt stille sein, und Ihr thätet besser, Ihr ginget weg.“

„Ja wohl, ja wohl,“ rief sie, „aber haben Sie's denn nicht gehört, er ist unschuldig; ich will es beschwören.“

„Dieß darf nicht geduldet werden,“ versetzte der Richter. „Konstabels, thut Eure Pflicht und erhaltet Ruhe!“ Aber selbst die Gerichtsdiener behandelten sie mit Güte und bewogen sie, sich still niederzusetzen. Und nun erklärte der Anklä-

ger, daß Thomas Petley von der Mauthdirection als Zeuge angenommen, und deswegen die Anklage gegen ihn zurückgenommen worden wäre. Hierauf sprach die Juri, nach der Weisung des Richters, diesen Menschen als unschuldig aus, und er verließ das Verbrechergerüst. Jetzt wurden die Zeugen verhört, aber nichts kam an den Tag, was der Juri gegen irgend einen der Angeklagten hätte eine gesetzliche Gewißheit geben können, bis die Reihe an den Mitschuldigen kam. Dieser erzählte seine Geschichte gelassen und im vollkommensten Zusammenhang. Er gestand, daß sie alle vier mit dem Einschwärzen verbotener Waaren beschäftigt gewesen, und er selbst, sein Bruder Eduard und Brockwell hätten sie auf den Schultern gehabt als die Mauthbedienten sie überraschten und sie die Flucht ergriffen. „Zacharias," setzte er hinzu, „war zur Bewachung des Boots zurückgeblieben, und kam nicht wieder zu uns, bis Alles vorüber war." —

Bei diesen Worten wandte sich Brockwell und sah dem Zeugen starr ins Gesicht. —

Thomas Petley erröthete für einen Augenblick, faßte sich aber schnell und fuhr fort: „Obgleich wir anfangs nach verschiedenen Richtungen geflohen waren, so trafen wir doch gleich darauf in einer nahen Vertiefung wieder zusammen und fingen an uns zuberathen, was zu thun wäre. Was zu thun? rief Brockwell, der etwas zu viel getrunken hatte; ihr habt Pistolen, ich habe ein Messer; wir sind unser Drei gegen Zwei, laßt uns die Waaren zurücknehmen. Wir wollten dies nicht eingehen; aber er riß mir eine Pistole aus dem Gürtel und rannte davon. Wir liefen ihm nach, blos um ihn an der That zu verhindern, aber ehe wir ihn noch einholen konnten, hatte er und der Getödtete schon Schüsse gewechselt. Dieser war verwundet und suchte zu entfliehen, aber Brockwell rannte ihm nach, faßte ihn wie ein Tieger, warf ihn nieder, und schnitt ihm den Hals ab. Ich wand ihm das Messer aus der Hand und verwundete ihn im Kampfe. Wir waren um den Leichnam her versammelt, ungewiß, was wir thun sollten, als

mein Bruder herbeikam und uns meldete, daß er Stimmen höre. Wir warfen also den Leichnam in den Hohlweg hinunter, stiegen ihm dann nach, und verscharrten ihn auf der Stelle, wo man ihn gefunden."

Während Thomas Petley sein Zeugniß ablegte, schienen alle Zuhörer den Athen eingehalten zu haben, und jetzt, als er geendet, fuhr es wie ein langer Seufzer durch die Versammlung. Eine fürchterliche Stille erfolgte, während alle Augen auf Brockwell gerichtet waren.

Bis hierher hatte der Jüngling das Haupt sinken lassen, als schäme er sich Jemand anzusehen; jetzt aber hob er sich stolz in die Höhe, sah sich um, und rief langsam und fest: „Mylord, dieser Zeuge hat ein Gewebe von Lügen vorgebracht. Ich habe geschworen, den Schuldigen nicht zu verrathen, aber ich bin's nicht."

„Gefangener," erwiederte der Richter, „Ihr seid in den Händen Eures Advokaten."

Dieser that sein Aeußerstes, um diesen Zeugen durch Kreuzfragen zum Wiederspruch zu brin-

gen, aber er hatte sich zu gut vorbereitet und seine Aussage blieb unerschüttert. Während der Berathschlagung herrschte eine Stille, als wenn das Leben eines Jeden auf dem Spiele stände, und man hörte deutlich das Geflüster der Geschworenen unter einander, indem sie mit tiefem Ernst das endliche Geschick dreier Mitmenschen erwogen, deren Leben und Tod ihrem Urtheil und Eid anvertraut waren. Einmal nur rasselte die Kette an Brockwell's Bein. Er war blaß, blaß wie der Tod, aber es war nicht die Blässe der Schuld, die sein Gesicht bedeckte, denn seine Züge blieben fest und unverändert.

Endlich sprach der Oberste der Geschwornen das Erkenntniß aus; es lautete, daß die beiden Petley's nicht der ersten Klage, aber wohl der zweiten, Brockwell aber beider Klagen schuldig befunden wäre.

„Er ist nicht schuldig!" schrie die Mutter auf's Neue, indem sie sich wild von ihrem Sitze erhob. „O Gnade, Gnade, Herr Richter! schonen sie das Leben des Sohnes der Wittwe, ihres

unschuldigen guten Sohnes! O Gnade, Gnade!" Mehr vermochte sie nicht zu sagen; die Sinne schwanden ihr, und sie ward ohnmächtig aus dem Gerichtshofe getragen.

Brockwell hörte die Entscheidung unerschüttert. Nur als er seine Mutter sinken sah, sprang er vorwärts, um sie zu halten, und schien der Ketten zu fluchen, die ihn zurückhielten. Als man sie aber hinausgetragen, schien er sich wieder zu erholen und wartete mit Ruhe auf den Ausspruch seines Urtheils.

Indeß war auch der Pfarrer aufgesprungen und alle Förmlichkeiten vergessend, flehte er den Richter um Gnade für den unglücklichen Jüngling an, für dessen Unschuld er sein ganzes Ansehen verbürgen wollte. Der Richter hörte ihn gelassen an, und sagte, er könnte alles dieses in einer Bittschrift an den Monarchen vorbringen, die er gern einreichen wollte, obgleich er selbst nicht einsehe, auf welchen Grund eine Begnadigung erfolgen könnte; für jetzt aber bleibe ihm nichts übrig, als das Urtheil auszusprechen, wel-

ches das Gesetz über solche Verbrecher verhängt. Dieß sprach er mit der gewöhnlichen Feierlichkeit, und bestimmte, daß Zacharias Petley auf sieben, und Eduard auf immer verbannt würden, Brockwell aber am folgenden Mittwoch gehenkt werden sollte. Diese längere Frist hatte er dem Unglücklichen bestimmt, damit seine Freunde Zeit haben möchten, sich für ihn zu verwenden.

Während alle Uebrigen vor Entsetzen wie angewurzelt saßen, schien Brockwell allein unerschüttert. „Mylord," sagte er, „ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, habe aber keine Hoffnung, daß er mir nützen könne, ja ich wünsche es kaum. Mein guter Name ist dahin, und ich mag ihn nicht überleben. Ich bin durch eine unselige Leidenschaft mißgeleitet und von falschen Freunden verrathen worden. Der Mann, der die That begangen hat, steht hier," dabei legte er die Hand auf Eduard Petley's Schulter, der unter der Berührung sichtbarlich zusammen fuhr. „Und jener," fuhr er, auf Thomas deutend, fort, „ist es, der ihm half. Diese Wunde empfing ich,

als ich den Unglücklichen beschützen wollte; und was das Messer betrifft, das man bei dem Erschlagenen gefunden, so ist es freilich mein; wir hatten auf dem Meere getauscht, und hier ist dasjenige, für welches ich das Meinige gegeben. Aber es ist nun alles eins, ich muß sterben; und so wie ich hoffe die Vergebung Gottes zu erhalten, wenn ich vor seinem Throne stehe, so vergebe ich meinen Mördern."

Es ist unmöglich, die Wirkung, die diese Rede und der Anblick des Matrosenmessers in der Hand des Gefangenen hervorbrachte, auf dessen Heft die Buchstaben E. P. eingegraben waren, zu beschreiben.

„Er ist unschuldig!" riefen Alle einstimmig.

„Stille, meine Herren!" rief der Richter, und befahl, daß man die Gefangenen entfernen sollte, was auch sogleich geschah. Der Pfarrer suchte mit Hülfe eines Advokaten Alles auf, was Licht auf die Sache werfen konnte, aber alle Bemühungen blieben fruchtlos, und es blieb nichts

übrig, als die Erklärung des jungen Menschen selbst und die eigene Ueberzeugung.

Unterdessen vergingen Stunden und Tage, und brachten den fürchterlichen Mittwoch immer näher. Der Pfarrer besuchte bald die Mutter, bald den Sohn. Jener war mit gläubigem Muthe auf seinen Tod gefaßt, und jammerte nur über die Schmach und das Elend, das er auf seine Mutter bringen mußte. Diese hatte sich durch ein Mißverständniß beredet, daß ihr Sohn nur zur Verbannung verurtheilt worden, und da wir sie in diesem Irthume ließen, und sie hoffte, daß sie ihn würde begleiten können, so sammelte sie Kräfte genug, um ihn im Gefängnisse zu besuchen, in der Meinung, nur einen kurzen Abschied von ihm zu nehmen, während er, so wie alle, glaubte, daß er sie zum letzten Male in die Arme schlösse. Dieß geschah am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tag, und als die Mutter ihren Sohn verlassen, ließ sich der Pfarrer mit dem Jünglinge einschließen, und brachte die Nacht im ernsthaften Gespräch mit ihm zu.

Gegen Morgen legten sich beide nieder, und Brockwell schlief ruhig ein.

Ein Rasseln an der Thüre weckte Beide. Brockwell erwartete, den Nachrichter eintreten zu sehen, und der Pfarrer sah offenbar in seinem Gesichte, daß Muth und Schwäche in einem heftigen Kampf in ihm begriffen waren. Aber wer hereintrat, war der Scheriff, und zwar mit einem Gesichte, womit man nicht eine Todesnachricht anzukündigen pflegt. Er meldete, daß auf königlichen Befehl die Hinrichtung verschoben, und als Brockwell sich von seinem freudigen Schrecken erholt hatte, daß seine Unschuld anerkannt und er begnadigt wäre.

Von dem Augenblicke an, wo Brockwell die Hand auf Eduard Petley's Schulter gelegt, hatte diesen ein kaltes Fieber befallen, und man hatte ihn ins Gefängniß zurück tragen müssen.

Während der ersten paar Tagen hatte er seine Krankheit in hartnäckigem Stillschweigen ertragen; als er aber die Herannäherung des Todes empfand, da erwachte auch sein Gewissen,

und am Morgen des Tages, welcher zur Hinrichtung bestimmt gewesen, ließ er nach einem heftigen Kampfe, den Kaplan kommen, und machte ihm ein volles Bekenntniß, welches Brockwell's Unschuld auf's Klarste bewies, und seine Aussage in jedem Punkte bestättigte. Nach diesem mußte die Begnadigung des jungen Mannes folgen.

Er verließ sogleich das Gefängniß, und begab sich zu seiner überschwenglich glücklichen Mutter, der er bis an ihr Ende, welches die unglückliche Begebenheit leider zu früh herbeiführte, nur Freude machte. Auch erhielt er die Befehlhaberstelle über dasselbe Schiff, welches für ihn ausgerüstet worden war, und ist nun seit mehreren Jahren im Handel auf dem baltischen Meere beschäftigt, welcher ihm Gelegenheit giebt, manchmal sein Dorf zu besuchen, wo er, der sich von allen den Lastern frei gemacht, die ihn ehemals an Harriet und ihre Brüder fesselten, in des Pfarrers Hause immer ein willkommener Gast ist.

Von den Petley's bleibt nicht viel zu sagen übrig. Eduard starb einige Stunden, nach-

dem er sein Bekenntniß unterzeichnet; Zacharias wurde seinem Urtheil gemäß nach Botany-Bay geschickt; aber von dem Vater, der Tochter und dem Schurken, der sich als Zeugen aufgeworfen, hat man in der Grafschaft Kent nie wieder etwas gehört.

Die Geliebte des Räubers.

Eine Scene aus dem Leben
des italienischen Räuberhauptmanns Paolo.

Von

H. Ries.

„Wo nur Paolo bleibt;“ sagte die 17 jährige blühende Marietta, an das mit Papier verklebte Fenster der ärmlichen Hütte tretend; „schon ist es fast 10 Uhr! . . . wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre! . . . Gott und die heilige Jungfrau mögen es abwenden!“

„Kein Wunder wäre es,“ eiferte die mit der Zubereitung des Abend-Essen beschäftigte, alte Giuseppa, „wenn er in der Ausübung seines sündhaften Handwerkes einmal von der Strafe Gottes ereilt würde. Ich begreife Dich gar nicht Marietta, wie Du einen solchen Auswurf der

Menschheit liebgewinnen, und mit ihm nur im Entferntesten Gemeinschaft pflegen kannst?"

„Auswurf der Menschheit?" entgegnete die Tochter heftig, „Ihr vergeßt wohl Mutter, daß wir diesem Auswurf der Menschheit unseren Unterhalt, und was noch mehr, das Leben aus den Klauen der rohen Gesellen seiner Bande verdanken!"

„Fürwahr," sprach Giuseppa finster, „ich habe es schon oft bitter bereut, nur die geringste Unterstützung von Paolo angenommen zu haben. Lieber betteln gehen, als einem Räuber das zeitliche Wohl verdanken, wenn darüber das ewige verloren geht!"

„Ihr vergeßt, daß Paolo mein Verlobter ist."

„Dein Verlobter?" entgegnete höhnisch die Alte; „die frische Blüthe Deiner Jugend will er brechen, weiter nichts."

„Genug Mutter" rief Marietta sich gekränkt abwendend, „Paolo ist kein gemeiner Räuber, die Noth und das Schicksal machten ihn dazu; er meint es ehrlich mit mir!"

Giuseppa schwieg. Unaufhörlich schlug der Regen an die Hütte und pfeifend fuhr der Sturm durch das Kamin ins Gemach. Da erschallte durch den Aufruhr der Natur ein gellendes Pfeifen. Freudig schrack Marietta zusammen und rief: „Paolos Zeichen; die heilige Jungfrau sei gelobt! ihm ist nichts widerfahren.“

Heftiges Hundegebelle verkündete des Erwateten Nähe. Die Thüre flog auf, und in das niedere Gemach trat eine hohe, kräftige Mannesgestalt, wild flatterte das Haar um das durch die Sonne gebräunte Antlitz, und feurig blitzten die Augen unter dem mit einer Feder gezierten Hute hervor. Alles bezeichnete an ihm den verwegenen Kalabresischen Häuptling, dessen nervige muskelhafte Glieder auf eine fast unglaubliche Abhärtung und Ausdauer in seinem gefährlichen Gewerbe hindeuteten. Zwei große Hunde folgten ihm.

„Corpo di Bacco!“ rief er, den Regen von sich abschüttelnd, „das ist ein Hundewetter! Bald Marietta würdest Du mich heute nicht

zu Gesichte bekommen haben, wenn nicht eine Unternehmung für heute Nacht mich bewogen hätte, eine Stärkung von Deinen rosigen Lippen zu holen. Doch was sage ich, eine Stärkung," lachte er laut auf, „Paolo bedarf keiner Stärkung zu seinem Gewerbe!"

„Gott, Paolo Du willst doch heut nicht mehr fort," klagte Marietta; „in diesem Unwetter wirst Du doch nicht Deine Marietta verlassen?"

„Solch' Unwetter!" entgegnete Paolo, „paßt am besten für den freien Mann der Berge. Wenn der Regen zu Strömen die Wege macht, wenn der Sturm brausend von der Höhe in das Thal stürzt, dann hört man nicht die Büchse knallen, dann dringt das Gewinsel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden nicht zum Herzen der kühnen Menschenjäger."

„Paolo, fürchterlicher Mann! Laß ab von Deinem unseligen Treiben," flehte Marietta, „es bringt kein Heil!"

„Still Mädchen, was verstehst Du davon," zürnte Paolo, mit der Hand über die Stirn fahrend; „es muß so sein! Komm, gieb mir einen Kuß." — Zu sich nieder zog er die feurige Marietta, und beschwichtigte bald ihre bangen Besorgnisse.

Scheelen Blickes sah die alte Giuseppa die Liebkosungen des Räubers. „Warte nur Galgenvogel," murmelte sie, „jedes Ding hat ein Ende. Ich will nicht selig werden, dulde ich noch länger Deine frechen Bewerbungen um mein armes Kind!" — Sie trug das Abendessen auf. „Ha, Maccaroni," sagte lüstern Paolo den Mund spitzend, „schon lange habe ich diese Speise entbehrt. Doch warum so mürrisch Alte, siehst mich wohl nicht gern?"

„Lieber sähe ich den Teufel in meine Wohnung treten, als Paolo den verrufenen Banditen!"

„Mutter!" bat Marietta ängstlich. Paolo führ wüthend nach seinen Pistolen; doch besann er sich. „Danke Gott alte Hexe, daß Ma-

rietta Deine Tochter ist!" — Mit diesen Worten machte er sich an die Schüssel Maccaroni. Marietta aß mit ihm; Ginseppa trat grollend an das Kamin.

Das Abendessen war aufgezehrt. Paolo hielt zärtlich seine Marietta umschlungen. Die Hunde hatten sich zu seinen Füßen gelagert, da sprangen sie plötzlich auf und spitzten die Ohren. Eine tiefe Stimme rief vor der Hütte: „Paolo!" — „Meine Leute," sagte Paolo hastig, „lebe wohl Marietta, Morgen gegen Abend bin ich wieder bei Dir." — Er drückte den Hut fester auf den Kopf, küßte Marietta, und verschwand, von seinen Doggen begleitet im Dunkel der Nacht.

2.

Der Richter des nahen Städtchens saß in seiner Amtstracht am grün ausgeschlagenen Tische, neben ihm sein Schreiber. Vor Beiden stand Giuseppa, die Mutter der schönen Marietta.

„Also Weib, Du willst uns wirklich behülflich sein, den verrufenen Paolo zu fangen?" begann der Richter.

„Beim Blute des heiligen Januario!" sagte Giuseppa, „es ist mein fester Wille, Herr, diesen Schurken der Gerechtigkeit zu überliefern."

„Auf welche Weise?" fragte er.

„Paolo," antwortete Giuseppa, „besucht heut Abend meine Tochter; bei uns fürchtet er keinen Verrath, daher kommt er stets allein, nur von zwei Hunden begleitet!"

„Teufel!" sagte der Richter, „das wäre ja köstlich! Ich werde meine Anstalten treffen; Du schweigst aber gegen Jeden, selbst gegen Deine Tochter."

„Gewiß," versicherte die Alte, „denn von Ihr wäre der erste Verrath zu fürchten. Es ist ein Unglück für das Mädel, daß sie in den Bösewicht, den Paolo, so vernarrt ist. Na, ich denke wohl, hängt er nur erst am Galgen, so wird ihr dann die Lust nach dem schmucken Bräutigam vergehen."

„Nun gut," versetzte der Richter. „Geh' zu Hause Alte, und laß nichts merken, nach geschehener That, empfängst Du den Preis, welchen der Papst auf des Räubers Kopf gesetzt hat."

Giuseppa eilte zurück in ihre Hütte. In der Mittagsstunde gewahrte sie einen Haufen Carabiniere, welche sich der Hütte näherten. Unter

einem schnellen Vorwande entfernte sie ihre Tochter, damit diese nicht die Soldaten bemerke. Sie traten in die Stube, es waren sechs kräftige, junge Burschen. Giuseppa verbarg sie eilends in eine enge Kammer neben der Stube. Marietta kam wieder zurück, sie ahnete nichts Böses. In der Dämmerung erschallte das wohlbekannte Zeichen des Räubers. Er erschien diesmal ohne seine Hunde. „Marietta," rief er lächelnd, „da sieh'!" — Mit diesen Worten warf er seiner Geliebten mehrere kostbare Kleinodien in den Schoos.

„Woher das?" fragte Marietta im Tone des Dankes.

„Vom Ueberflusse eines Ketzers und seines Weibes," entgegnete leichthin Paolo, „sie sind wahrscheinlich heut Morgen im Paradiese erwacht, anstatt aus den Federn des Wirtshauses zu Terracina."

Entsetzt legte Marietta das Geschenk still auf die Seite. Paolo bemerkte es, seine Stirn runzelte sich.

Da öffnete Giuseppa die Thüre der Kammer, die Carabiniere traten heraus. „Dort ist er!“ schrie die Alte heftig, „der Baalssohn! ergreift ihn!“

Paolo sprang auf und zog ein Pistol aus seinem Gürtel.

„Ergieb Dich,“ rief der Anführer, „Du siehst ja doch Widerstand ist vergebens.“

Doch schon hatte ein kräftiger Faustschlag des Räubers das Fenster zertrümmert, und auf einen gellenden Pfiff des Hauptmanns stürzten seine Gefährten in die Hütte.

„Ihr Elenden wollt Paolo fangen!“ schrie der Hauptmann. „Feuer, Kammeraden!“

Die Räuber brannten ihre Büchsen los und nach einem kurzen, blutigen Kampfe röchelten fünf Carabiniere ihr Leben aus; der sechste ward entwaffnet und geknebelt.

Jetzt schritt der Räuber auf die alte Giuseppa zu; er schleifte sie an den Haaren bis in die Mitte der Stube. Vergebens warf sich die zitternde Marietta vor ihm nieder und bat um

das Leben der Mutter. Kaltblütig hob der Kalabrese das Terzeroll, ein kleiner Druck und Giuseppa war nicht mehr. Jubelnd rief die Bande: „So möge es allen Verräthern ergehen!“

Paolo zog nun die, bei seiner Berührung schaudernde Marietta in die Mitte des Zimmers. „Mädchen,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „ich liebe Dich, so heiß, wie nur ein Italiener lieben kann, aber Du bist nun auch todt für mich, wie diese Verrätherin. Du müßtest eine zu schlechte Tochter sein, wenn Du noch meine Geliebte bleiben könntest, und niemals würdest Du vergessen können, daß von den Armen die Dich umschlingen, von den Händen die Dich liebkosen, die fiel, welche Dich unter ihrem Herzen getragen. Ich sehe es an Deinem Zittern und Beben, an Deiner Blässe, an Deinem scheuen Blick, Du hassest, Du verabscheuest mich! Ich kann und will Deinen Haß nicht tragen; Du kannst nicht leben mit mir, Du sollst nicht leben ohne mich... Ich will Deiner in Ruhe und Frieden als einer Todten gedenken. Lebe

wohl!" Damit umschlang er die bleiche Geliebte, drückte sie fest an sich; ein Kuß brannte auf ihren bebenden Lippen und zugleich senkte er sein Stilet in ihr heftig klopfendes Herz. — Mit einem schwachen Schrei sank sie zu Boden und war nicht mehr. —

Lautlos umstanden die wilden Gefährten die Gruppe. Paolo rief jetzt, auf den gefangenen Carabinier deutend: „Bindet ihn los und laßt ihn laufen; er mag Sr. Heiligkeit erzählen, was er hier gesehen. — Jetzt auf, Kammeraden! zündet die Hütte an und folgt mir; wir verlassen diese Gegend, die ich nie wiedersehen will." — Er warf noch einen Blick auf die schöne Leiche, hüllte sich dann dicht in seinen Mantel und stürzte in das Dickicht des Waldes.

LIBRARY OF CONGRESS
0 029 561 937 5